

Die Freunde

Mr. 7

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1903

Der arme Lukas.

Von Wilhelm Holzamer.

(Schluß.)

Fast pries ich schon das Schicksal, daß ich doch noch so einen Hafen gefunden hatte. Da kamen wir nach Mainz. Nach so vielen Jahren wieder in die Heimat, und so ganz und gar ein Anderer. Verbrochen Alles, was damals, als ich auszog, Schmuck und Stilze, Wunsch und Ziel gewesen war. Heimlich oft der Wunsch, nie wieder im Leben den Boden zu betreten, dem mein Leben entsprossen war, und doch wieder, heimlich viel und manchmal laut, die Sehnsucht nach der Heimat. Das liegt bei uns so im Blut, wir kommen nie los davon. Gerade wie wir nie ganz unsere Sprache aufgeben; so lange wir auch fort sein mögen, so weit auch man hört's uns immer an. Und dann der Rhein! Es ist etwas Eigenes, das wird man nicht los, das ist überall der Maßstab. Dem Rhein vergleichen wir fast Alles, und dem Rhein hält kaum etwas Stand in der Welt. Wie leichtfertig und oberflächlich geradezu wir auch daheim an den Dingen vorbeigehen mögen, draußen in der Fremde werden sie uns alle wichtig und werth, und dann packt es uns doppelt stark, wenn wir den Heimatboden wieder betreten.

So war's mir nun. Ich schlenderte herum wie ein Sierbender. Es war Alles wieder aufgebrochen in mir; es stand Alles wieder lebendig vor mir, was mir lieb war, was mir leid war. All' das Neuherrere, all' das Jammer, und ich hielt's nicht mehr aus, ich mußte mein Dorf wiedersehen.

Mein Dorf! Die Wiesen, den Bach, die Winzerterassen den Bergen rings, unser Häuschen, die Mühle im Thale, die Pappel am Wehr, den Friedhof! Die weiße Landstraße mit der Allee, die durch die grünen Wiesen schnitt, die Dörfer oben auf den Höhen, die herablugten wie wachsame Kriegsknechte! Das stand mir jeden Augenblick vor der Seele, das malte sich mir wunderbar ans. Das quälte mich. Diese Sehnsucht: noch einmal All' das sehen, noch einmal All' das in sich aufzunehmen! Zu Sonnenschein, in der Dämmerung, in der Stille des Abends, wenn die Glocken der Dörfer auf den Höhen den Feierabend läuteten, am Morgen in der Frühe, wenn die ersten Hunde bellten und der erste Rauch aus den Schornsteinen aufstieg.

Diese Sehnsucht! Und diese Angst, das Alles anders zu finden, nicht mehr mit den weiten, gezeichneten Augen, nicht mehr mit dem vollen Herzen. Und das Andere, das sich vielleicht in diesen Bildern versteckte, das ich nicht zu denken, mir nicht zu gestehen wagte, und das doch das Mächtigste war in mir, das in mir brannte wie Feuer, mich durstig machte zum Verschrocken: Sie!

Sie! Ihren Namen wagte ich mir nicht zu

sagen. Was sie mir war, was sie mir sein könnte, wagte ich nicht im Leitesten zu denken. Nicht zu denken wagte ich, daß es mich zu ihr trieb.

Meine Heimat wollte ich noch einmal sehen, mein Dorf, dem meine Jugend gehört hatte, das mir gehört hatte, da das Leben noch vor mir lag wie ein Garten, darin wir nur zu wandeln brauchten, im Sonnenschein, zwischen Blumen und geschnittenen Beeten, und im kühlen Schatten, und so glücklich sind . . . So trieb mich's heim.

XII.

Unser Leben hat Augenblicke, in denen unser Thun unter einem dunklen Triebe steht, der Alles bestimmt. Wir können uns dann nicht Rechenschaft über unser Thun geben, wir sind dann abhängig, im Zwang, wir sind Kinder und Blinde. So weiß ich nicht, was mich trieb, nicht zuerst in unser Häuschen zu gehen. Auf den Kirchhof trieb's mich. Ohne weiteres Überlegen nahm ich den Weg dahin.

Gleich ein paar Schritte nach dem Eintritt blieb ich mitten auf dem Hauptweg stehen. Da also lagen Alle im gleichen Boden wieder vereint, denn sie entwachsen waren, mir selten ein Fremder unter ihnen, und auch kein Grab gleich den andern, gleich heimathlich. Auch mein Boden war das! Sollte er mir nicht auch einmal zur Ruhestätte werden können?!

Aber schon war ich über diesen Gedanken hinaus. Nicht der Boden ist's, der unsere große Heimat wird, die Ruhe ist's; in ihr gehen wir auf, aus ihr steigen wir zu dem neuen Leben, zu dem uns das vergangene reiste. Nein, es verliert sich nichts. Das Leben ist unerbittlich, es erhält Alles zu seiner ewigen Dauer, unser Gutes und Schlimmes, und beide sind ihm gleich werth.

Fast mechanisch schritt ich weiter. Ich hatte es im Gedächtniß behalten, wo das Grab meiner Mutter war. Auch wo Großvater und Großmutter lagen. Aber freilich, da war Vieles anders geworden. Ich mußte nun doch suchen, denn nun lagen so viele Gräber, so viele Reihen bis zu dem Pfad, auf dem ich ging, vor ihren Gräbern, so daß ich sie nicht wiederfand in der Menge. Es fiel mir ein, daß man an sie nun längst nicht mehr denkt, daß man ganz Anderen nun nachweine.

So ging ich Schritt um Schritt weiter. Da bleibt mein Auge wie gebannt haften. Ein noch ziemlich frischer Kranz, ein noch ziemlich frischer Hügel und viel Blumen, und ein frisches Kreuz darauf, und in großer Schrift der Name meines

Vaters. Ich traue meinen Augen nicht, ich gehe näher, ich sehe scharf hin. Der Name meines Vaters!

Ich stand stumm, starr und erschüttert. Ich habe diesen Augenblick nie vergessen, er war schwer, er hatte mich überfallen, unvorbereitet. Ich mußte meine ganze Kraft aufbieten, ihm nicht zu erliegen, nicht verzweifeln gegen mich und mein Leben zu wüthen.

In dem Augenblick war's mir mein Vater, der da unten schlief. Meinen Vater hatte ich verloren, und dieses eigene Gefühl des Kindes zu dem Manne, der es in's Leben gerufen, diese starke, innere Verbindung und Theilhaftigkeit zu ihm, das war jetzt lebendig in mir, mehr als je im Leben, da ich ihn besessen hatte und da dieses Fühlen mein Verhältniß zu ihm hätte regeln sollen.

Und so weinte mein Herz. Ich dachte nicht an mich, ich dachte nur an ihn, und eine Frage nach seinem Erfüllten lag in mir.

Ich habe nie von ihm gehört, wie er das Leben auffaßte, welchen Zweck er für sich im Leben sah, welche Ziele er sich gesetzt hatte. Nun war mir, als sei es ihm eine Enttäuschung geblieben. Klein, den kleinen Verhältnissen entsprechend, wenn man's von außen betrachtet, aber doch so groß für den, der sie erlebt, wie sie für den ist, der im goldenen Wagen seinem fernern Ziele zujagt und es nie erreicht. Nur die Verhältnisse ändern sich, ihre Werthe bleiben die gleichen.

Und jetzt dachte ich auch an mich.

Ich möchte in seiner Sterbestunde vor seinen Geist getreten sein. Hat er mich geliebt? Er war mein Vater! Durfte er so in mein Leben eingreifen? Und ist mein Leben ihm nicht nur zu einer Schuld geworden, die er sich aufgesetzt? Möchte ihm das ja auch eingefallen sein, möchte er darüber nachgedacht haben? Mag es ihm wohl bedrückt haben und mag's in seiner Sterbestunde vor ihm gestanden haben, dunkel, mit brennenden Augen, feindlich und furchtbar?

Ich war vielleicht seine größte Hoffnung gewesen, ich war vielleicht sein Stolz gewesen. Er hat sich um diese Hoffnung betrogen, er selbst. Und ich? Ja, wo liegt seine Schuld? Hatte er nicht ein Recht dazu? Und wo war die Pflicht größer? Und was war Sinn und Absicht des Lebens in diesem el'famen Zusammentreffen?

Ich ginge zum Grabe der Mutter, da war Friede. Sie hat keine Täuschung an der Wirklichkeit erlebt, der Tod hat sie davor bewahrt, er war gütig.

Sie hatte vom Leben keine Gunst und keinen Gewinn erhalten, es hat sie nur mit einer Hoffnung entlassen, vielleicht sogar mit einem Vertrauen.

Die Gräber von Großvater und Großmutter

suchte ich noch auf. Sie sagten mir nichts Weiteres. Was von ihrem Wesen bestimmt war, in mir fortzubestehen, war längst in mir aufgegangen, und ich wußte es längst, ihr Grab verriet mir's nicht erst.

Auf dem Rückwege mußte ich wieder am Grabe des Vaters vorbei. Die Blumen sind von „ihrer“ Hand, fiel mir ein. Da schrie es verzweifelt auf in mir. Jetzt war's frei, jetzt hatte sich's durchgebissen. Das ist wie Feuer, das sich durch Mauern friszt. Das Leben! Herrgott!

„Vater!“ schrie ich, „Vater!“

Und ich ging vom Kirchhofe fort. Ich — ja, sag' ich's fest heraus, Alles Berrungen war mir verloren jetzt, all' der süße Besitz. Ich — wollte in's Leben gehen!“

Der arme Lukas war tief erschüttert, er hustete ein wenig und sagte: „'s ist Zeit, daß es zum Ende geht, es will mir schwer werden.“

Er ging ein paarmal in dem Stübchen auf und ab. Der Regen draußen hatte aufgehört. Der Schein des Vollmondes lag im Fenster. Ich atmete kaum; es war ganz still, nur sein Schritt, ein klein wenig schlurfend, unterbrach das Schweigen.

Dann sagte er, auf und ab gehend: „'s ist gut, daß man das Alles doch nur einmal erleben muß, und ohne daß man's vorher ahnt, denn es kommt doch Vieles über Einen, das man sich nicht selbst giebt, das aus ganz weiten, unerhahbaren Beziehungen fließen kann. Es ist doch ein Rätsel, das Leben. Aber was will das sagen? Unsere Sinne sind so bunt, und wir halten für zertüftig und abgetrennt, was viel tiefer zusammenhängt. In meinen Jahren wenigstens, mein Lieber, will man sich's zum Ganzen schließen, da will man runden und abschließen. Das große Rätsel bleibt ja wohl allemal bestehen, aber viele kleine Rätsel lösen sich ganz von selbst, und das ist immer etwas.“

Dann stellte sich der arme Lukas vor's Fenster. Es gab ein ernstes Bild. Sein vorgeneigter Kopf, die breiten Schultern, und darüber, hinter ihm, das Kreuz des Fensters, das sich dunkel in die Mondhelle zeigte. Er stützte die Arme auf seinen Arbeitstisch und sprach langsam vor sich hin:

„Ich ging nach unserem Hause, wo sie wohnen mochte. Es mochte es Ihr Vermittags sein. Sie war jetzt wohl in der Küche beschäftigt. Aber ich wollte sie jetzt nicht dort treffen. Es war mir, als habe ich eine größere Sicherheit in der Stube, die doch einmal mein gewesen war, darin doch so viel von mir, von meiner Kindheit leste, darin mir nur die Erinnerung Kraft geben sollte und Hülfe leihen. Ich trat also gleich rechts in die Stube ein. Auf der Bank am Tische saß ein kleines Mädchen. Ich sah's lange an. Auch das Kind sah zu mir, aber es blieb ruhig, es fürchtete sich nicht.“

Ich wußte gleich, daß es ihr Kind war, es hatte Achtsamkeit mit ihr. Und merkwürdig, mir war, als hätte ich als Kind ähnlich so ausgesehen. Mein Bild, wie ich's einst im Spiegel gesehen hatte, stand mir deutlich vor Augen.

„Für diesen Kindes zitterte ich...“

„Ich ging freudlich auf es zu.“

„Wie heißt Du denn, Kleine?“ fragte ich, halb gespannt.

„Luischen,“ sagte sie.

„Gib mir mal 'ne Hand, komm!“

Sie gab sie schüchtern.

„Weißt Du auch Deinen anderen Namen?“

„Schwefel.“

„Weißt Du schon, wie alt Du bist?“

„Nein, aber Opmi kommt' ich in die Schule.“

„Wo ist denn Dein Vater?“

Die Kleine sah mich groß an, sie lachte halb verlegen.

„Weißt Du's nicht?“

„Auf dem Kirchhof ist er ‚verstummen.‘“

„Wo ist denn Deine Mutter?“

„Dort drinnen. Da der Stühle ist die Mutter.“

Die Kleine stand vor der Bank auf und wollte kommen gehen.

„Nein, bleib' schön da, Kind, Deine Mutter kommt gleich. Bleib' schön bei mir, — sagst Du, ich bin der Onkel Lukas. Hat Dir die Mutter

noch nichts vom Onkel Lukas erzählt? Nein, noch garnichts?“ Gi, so will ich Dir recht viel von ihm erzählen.“

Ich hatte das Kind lieb. Es war ihr Kind.

Sie nahm's auf meinen Schoß und flüsterte ihm schöne Dinge in's Ohr, durcheinander, buntes Zeug, wie's mir gerade einfiel.

„Und gibst Du mir auch einen Kuß? Willst Du mir auch einen Kuß geben?“

Sie that's nicht gleich. Da drückte ich das Kind an mich und küßte es. Mein Herz jubelte. In dem Augenblicke öffnete sich langsam die Thür. Das Geflüster mochte doch hinaus in die Küche gedrungen sein.

„Lukas!“

Der Ruf war halb angstvoll, halb vorwurfsvoll, und in denselben Augenblicke war mir das Kind entrissen.

„Lukas!“

Dann blieb's einen Moment still, nur das Kind weinte in die Schürze der Mutter.

„'s ist doch Dein Kind, Luischen?“

Da war's, als richtete sie sich noch höher auf. Ein tiefer, schwerer Ernst lag in ihren großen Augen. Ihr Mund wurde streng, ihre Züge wurden starr.

Ich blickte groß auf. Es war so feierlich jetzt.

„'s ist doch —“

Ich wollte den Satz wiederholen, es ging nicht. Ich schluckte das Wort hinunter.

„'s ist Dein Schwesternchen, Lukas!“ sagte sie voll Höheit. Da traten mir Thränen in die Augen. Ich starrte sie fragend an.

„Du hast kein Recht —“

Weiter kam sie selbst nicht, aber sie behielt sich ganz in der Gewalt. Zu mir weinte es, heiße, heiße Thränen, die Niemand sah, die wie Gift brannten.

„Du darfst Deinen Vater nicht entehren, Lukas!“

Sie hatte sich mir weit fern gerichtet.

Eine Weile stand ich unschlüssig und einfaßtig da und fand mich nicht zurecht in mir. Das Kind hatte halb neugierig, halb ängstlich die Blicke auf mich gerichtet. Nun wandte ich mich zum Gehen, aber in der Thür hielt mich's noch einmal fest.

„Mutter!“ sagte ich, halb unbewußt.

Da trat sie auf mich zu und gab mir die Hand. Sie sah mich fest an, und ich hielt ihren Blick aus. Sie zog mich nach der Bank.

„Sch' Dich, Lukas, Du sollst mir willkommen sein!“ Jetzt kam ich Dich begrüßen und aufnehmen. Gib Deinem Bruder die Hand, Luischen, 's ist Dein großer Bruder, den Du noch garnicht gesehen hast.“

Zwischen ihr und mir saß das Schwesternchen. Sie hatte wieder gesiegt. Aber seltsam, ich fühlte mich nicht unterlegen, ich fühlte mich wie in ihrer Hüt.

„Mutter und Sohn! Das war eine weite Scheidung. Und wie nahe hatte einst Alles zu ihr in mir gelegen. Nun stand sie mir wolkenhoch, wolkenförmig.“

XIII.

Sie hat mein Leben mit seinem Worte berührt. Und ich konnte nirgends ein Ausweichen oder Sich-hütten bemerken. Sie sprach Alles so selbstverständlich und fertig. Alles war so ganz in ihr, und ohne Fragen und Zweifel.

Sie wußte doch viel gelitten haben. Viel. Aber sie wußte sich auch durchgerungen haben. Schmerz, sehr schwer. Anders wird man so nicht.

Wir aßen zusammen zu Mittag. Sie gab mir, wie die Mutter ihrem Sohne giebt, mit viel Liebe und Zärtlichkeit. Sie saß mir gegenüber. Sie erzählte von der Krankheit des Vaters, von seinem Erwarteten, daß ich eines Tages käme. Er habe ihr die Hand gegeben vor'm Sterben und thränenden Augen gesagt:

„Es ist mir doch schwer — der arme Lukas, Luischen! — Es wird schon gut mit ihm sein,“ habe sie gesagt. Dann habe er noch einen großen, bittenden Blick auf sie gerichtet. Sie habe ihm das kleine Luischen an's Bett geführt, und er habe die Hand des Kindes in ihre gelegt. — Sie kann

ein wenig, und das Folgende sagte sie mit halber Zurückhaltung. „Dann habe ich ihm die Stimme geküßt. Und er ist sauft eingeschlafen.“

So verplauderten wir den Mittag.

Als es düsterte, kam doch etwas wie Einsicht in mich. „Dein Zimmer ist oben bereit, Lukas,“ sagte sie. Ich wußte aber keine Antwort.

Als die Dämmerung tiefer ward und wir einander nicht mehr sehen konnten, erzählte sie wieder vom Vater. Er sei immer um mich besorgt gewesen. Er habe mir jeden Stein aus dem Wege räumen wollen. Er habe gewollt, daß ich mich ganz frei, ohne jede Mühsucht entwickeln könnte. Und, das sei seine Gewissheit gewesen, das größte Hinderniß für mich sei sie selbst gewesen. Sie sagte das ganz unbefangen und sicher. Er habe es durch die Heimat weggerannt. Aber nicht nur deshalb habe er sie zur Frau genommen. Er habe sich nach dem Leben gesehnt. Ja, das habe er. Er habe sich wohl und geborgen gefühlt unter ihrer Fürsorge. Und er habe sie schägen gelernt — wie sie auch ihn.

Damit brach sie ab und schwieg eine Weile.

Sie habe mir noch zu sagen, wie sie in's Haus gekommen sei. Sie seien ganz verarmt gewesen nach dem Bankrott. Der Vater sei gereist — dann sei es noch eine Zeit lang gegangen, aber schwer. Der Verdienst habe nicht gereicht. Sie müsse in eine Stelle gehen, habe ihr Vater gesagt. Sie müsse dienen. Das sei ihr furchtbar gewesen. Noch Wochen lang habe sie sich gesträubt. Da habe sie gehört, wie schwer meine Mutter plötzlich ertrunken sei. Daß es zu Ende gehe, die Stunde sei im Dorfe umgegangen. Da habe es sie in unser Haus getrieben. Es sei ein starkes Gefühl in ihr gewesen, es habe meiner Mutter und meinem Vater gegolten. Aber es habe noch mehr mir gegolten.

„Die Stunde kommt uns doch nicht mehr, Lukas. Wir müssen sie ausnützen und uns Alles vom Herzen reden. Ich habe Deine Mutter gepflegt. Ich habe ihr die Augen zingedrückt. Sie ist sauft gestorben. Sie hat all' ihre Hoffnungen auf Dich mit in's Grab genommen. Sie haben sie gewiß leichter gehetet. Das war ihr Glaube: daß Du groß werdest und müßtest vor Allen im Dorf, Deinem Vater zurück, dem ganzen Dorfe zur Ehre. Und das weiß die Forderung Deines Vaters und seine Hoffnung. Mehr aber seine Forderung, denn wenn ich dir recht verstand, war's mit seiner Hoffnung auf Dich nicht weit her. Er glaubte nicht fest genug an Dich. Unbehindert müßtest Du aber sein, sonst sei es unmöglich, ganz und gar. Und ich wuchs mit der Zeit auch in diese Gedanken hinein. Ich hatte nie vorher daran gedacht, daß Du ein berühmter Mann werden könnest. Ich hatte gar keine reale Vorstellung davon. Ein berühmter Maler, Gott, das zählte ich nicht hoch.“

Aber Deinen Vater hatte es nun ganz erfüllt. Ein Muß war das ihm. Alle Bilder, die ihm in die Hände kamen, zeigte er mir. „Siehst Du, das ist von Cornelius,“ sagte er, „das ist ein großer Mann. Der ist der allergrößte. Und das ist der Kaulbach — was weiß ich die Namen all' sonst. Dein Vater wußte sie. Er kannte Kalender und Alles, worin ein Bild war. „So muß der Lukas Einer werden,“ sagte er. So wuchs ich auch in den Gedanken hinein, daß man dazu ganz frei und unbehindert sein müsse, ohne Sorgen, daß man bei schweren Tagen ganz allein überstehen müsse, daß Mann, und daß man da nichts dörfig anhängen habe, das Einen herabziehe und Einem hindersetze. Und daß ich alt werden könnte, bis Du weit wärst und Dir dies Glück lache.“

„Da hast Du das Opfer gebracht?“

„Nein, ich habe garnicht daran gedacht. Ich habe mich zurückgestellt, weil ich zu gering war, arm und hilflos und einfältig. Ich bin Dir aus dem Wege gegangen, wie man den vornehmen Leuten aus dem Wege geht, die in seinem Gefährt kommen.“

„Und Deine Liebe?“

Sie blieb so gesetzt und sicher wie vorher und antwortete sofort auf meinen Einwurf:

„Ich hatte Deinen Vater schägen gelernt. Sie

durfte nicht mehr fordern vom Leben. Es war schon zu viel, was es mir darbot." "Und hast Du auch an mich gedacht?" "Ja!" "Und wie?" "Dass es zu Deinem Besten sei!" "Und wenn es mein Unglück war?"

"Das kann man nicht vorhersehen. Das ist Schicksal. Es war zu Deinem Glück gemeint. Und, Lukas, glaub' nur, es ist mir nicht leicht gefallen!"

"Entschuldigung!"

"Ich bin Deine Mutter, Lukas!"

Nun war ein langes Schweigen. So unmöglich wir's schien — wir verstanden einander. Ich verstand sie. Von den Rätseln des Lebens waren wir ein paar gelöst.

Wir sprachen nichts mehr davon. Es war gut geworden zwischen uns. Es war kein Hängen und Bangen mehr, keine Qual mehr. Sie fragte nicht nach meinem Leben. Kein Vorwurf, nicht der leiseste Ton eines Vorwurfs war in ihren Worten gewesen. Auch jetzt, da sie die Lampe gebracht hatte und wir den Abend fröhlich zusammen saßen, sprach sie nichts davon. Sie war voller Glücks und Verzeihen, wie's ganze Menschen sind, die sich zur Stille durchgerungen haben.

Und ich war ein Verlorener.

Ich habe die ganze Nacht oben in meinem Stübchen gesessen. Ich habe alles Wollen und alle Möglichkeiten überdacht. Es war vorbei. Ich konnte mich nicht mehr aufraffen. Ich konnte nicht wieder am alten Ban beginnen. Er lag zu sehr in Träumen.

Ich hatte auch keine Energie mehr dazu. Das Leben war mir verpuscht. Aber ich litt nicht mehr darunter. Ich hatte doch noch heimlich gesessen weiter. Jetzt war's vorbei damit. Es war trotz aller Zerbrochenheit Alles ganz ruhig in mir. Ich hatte Alles verloren. Aber ich hatte mich gewonnen. Als einen Anderen, wie man von mir erwartet hatte. Aber was that das nun! Und schließlich war der Gewinn doch größer als der Verlust. Es kommt eben nicht auf das Nutzen an.

Wir war, als müsse ich mich nun in einen Rahmen legen und von den Wellen treiben lassen. Nur freiben. Ich stenerte nicht. Es war Alles Beschanlichkeit in mir. Ich war wieder so geworden, wie ich als Knabe gewesen war. Ohne Ziel und Trieb, ein Träumer.

Ja, die Thatkraft, die nach außen geht, die Ausdruck will und Eile hat und ein Ziel, ich hatte sie eingebüßt, hatte das letzte Restchen von ihr verloren. Das ist mir klar geworden in der Nacht in meinem Stübchen oben.

Am frühen Morgen stand ich zum Abschied bereit.

"Leb' wohl, Mutter!" sagte ich frei und ehrlich. Es erschien ihr ganz selbstverständlich. Sie nahm meinen Kopf in beide Hände und küsste mich auf die Stirn, wie man ein Kind küsst.

"Leb' wohl, Lukas!"

Sie fragte nicht, wohin ich ginge. Sie stand mit dem Schwesternchen in der Haushür und sah mir nach. Und als ich den Hang d'runter war, wo der Weg eine Biegung macht, blieb ich stehen und sah zurück. Sie hatte das Schwesternchen auf den Arm genommen und winkte mir den letzten Abschied. So im Rahmen der dunklen Thür — den hellen, wachsenden Tag draußen — Herrgott, es krampfte mir doch das Herz . . .

Ich bin nach einem Hin und Her hierher zu Euch gekommen, Lieber. Ich war reif geworden zu einer bleibenden Stätte. Es kommt schon Alles gerade zur rechten Zeit im Leben. Was mich hier festhielt, weiß ich nicht. Vielleicht eine Nehslichkeit mit meiner Heimat. Ich kann's nicht sagen. Ich weiß nur, daß ich gleich fühlte, hier bleibtst du.

Ich habe vom Leben nichts mehr gefordert. Ich war — der arme Lukas. Mein Vater hatte das rechte Wort gefunden: der arme Lukas! Und Ihr habt's auch gefunden, Alle ganz von selbst. Da, es geht was vom Menschen aus, das geht auf Alle über.

Hier hat mein Leben die letzte Stille gefunden und manche Freud' in ihr. So Einiges ist mir doch im Gedächtniß geblieben, auch die Kirchweih damals. Nicht des Verdienstes wegen. Es war doch eben ein Spaß, und was für's junge Volk. Gott, sind doch Freuden so billig!

Die Bäume hier den Hang hin, die man vom Fenster aus sieht, hab' ich Euch gepflanzt. Die Neben drüber auf dem "Mausnest" und droben am "fälischen Ritterschwarz" sind von mir angelegt. Oder wenigstens gab ich die Anregung dazu. Nun fren' ich mich des Blühens, und heimlich geh' ich stolz, wenn's Herbst ist. Man ist halt auch nur ein Mensch. Und's ist doch so was Wunderbares: Früchte!

Ich hab' die Nächte gewacht, daß Ihr schlafen könnet. Ich musste ja leben. Ein Verdienst weiter hab' ich da nicht. Und etwas thun muß der Mensch halt auch. Aber das muß ich sagen: es war mir doch eine Besiedigung, mich nützlich zu machen. Nur im kleinen, aber es war für Viele. So mit der Zeit wächst sich's auch zum Großen aus."

Er lachte.

"Wir sind eile Menschen. Wir wollen immer etwas für uns haben, aus Allem einen Gewinn. Na ja, ist ja auch gut.

Gespast hab' ich mir ein paar hundert Märkelchen. Meine verschiedenen Geschicklichkeiten haben mir immerhin etwas eingetragen. Vielleicht ist's für ein letztes Krankenlager nothwendig. Und wenn nicht, mag's meinem Schwesternchen sein. Ich häng' so sehr an ihm. Es hält' ja wohl mein Kind sein sollen —"

Er senkte schwier und schwieg.

Dann drehte er sich um und blickte hinaus in den weiten Abend.

"Ich werde so ruhig sterben, wie ich gelebt habe in den letzten Jahren, lieber junger Freund. Ich werde auch auf dem Sterbebette nicht an Eure und Buße denken. Ich habe nie daran gedacht.

Der Säemann wirft seine Körner aus und will, daß alle wachsen. Aber was vor seinen Fuß fällt, das tritt er selbst nieder. Es klebt dann an seinem Schuh, und er streicht's auf dem Wege ab. Da ist's zerquatscht und verloren.

Und alten Körnern ist doch der Keim des Wachsthums gegeben, vergebens den paar wenigen. Ja, ja! Es ist so, das Leben.

Ich bin halt auf dem Wege abgestrichen worden, ich bin nicht in die rechte Furche gefallen." —

Ende.



Die Haarpflege.

Von Dr. Stein.

Wie die Haut so bedarf auch das Haar einer besonderen Pflege und Beachtung. Ungepflegte Haare sind hässlich und bleiben nicht gesund.

Im Folgenden soll Einiges über die Mittel und Korrigungen gesagt werden, die ein Haar schön und gesund erhalten. Schönheit und Gesundheit sind gewöhnlich gleichbedeutende Begriffe. Beim Haar sind sie es ganz besonders. Ein Haar ist schön, wenn es gesund ist, und ein Haar ist gesund, wenn es schön ist. Daher sind auch die Mittel zur Gesund- und Schönhalterung des Haares ein und dieselben.

Die Pflege des Haares darf nicht einseitig sein. Sie muß sich auf das Haar und den Haarboden erstrecken. Die Haare sind wie die Pflanzen: sie können nicht gedeihen, wenn ihr Mutterboden nicht gepflegt und bearbeitet wird. Haar und Haarboden müssen vor allem sauber gehalten werden. Sie bedürfen der Säuberung noch mehr als die Haut. Je größer die Oberfläche eines Körpers ist, desto mehr Schmutz und Staub kann sich auf ihn festsetzen. Die Haare stellen eine ungemein große Oberflächenvermehrung der Kopfhaut dar. Das ist verständlich, wenn man bedenkt, daß die Oberfläche

eines einzelnen Haars viel größer ist, als der von ihm besetzte Theil der Kopfhaut. Zu der Flächenvermehrung gesellt sich noch der Umstand, daß die Haare förmliche Staubfänger und Staubaufbewahrer sind. Wenn nun der sich in ihnen oder auf dem Haarboden ansammelnde Schmutz nicht entfernt wird, vermengt er sich mit dem Fett der Haare, nimmt ihnen Glanz und Farbe und gibt Anlaß zur Schuppenbildung, jenen unschönen und dem Haarwachsthum gefährlichen Zustand. Die Sauberhaltung des Haars geschieht vornehmlich durch zwei Verrichtungen: durch tägliches Kämmen und Frisieren und durch Waschungen. Mit dem Durchkämmen des Haars entfernen wir täglich eine Menge Staub. Am besten schlichtet man zuerst die Haare mit einer nicht allzu weichen Bürste und erst hinterher mit einem Kamm. Der Kamm soll nicht zu weit und nicht zu eng gezähnt sein. Bei zu weiter Zahnung ist die Reinigung nur unvollkommen, bei zu enger reißen zu viel Haare ab. Auf das Durchkämmen folgt das eigentliche Frisieren, das Legen der Haare in eine bestimmte Ordnung und Richtung. Es geschieht allgemein nur aus rein kosmetischen Gründen. Und doch stellt es besonders beim Frauenhaar einen bedenklichen Alt der Sauberhaltung dar. Durch das engere Zusammenlegen und Flechten der Haare wird einerseits die Gesamtoberfläche des Haars und damit die Menge des aufnehmbaren Staubes gemindert und andererseits der Haarboden selbst durch eine dichtere Haarbedeckung geschützt. Beim Frisieren hat man Eines zu beobachten: Die Haare dürfen nicht immer in derselben Linie abgetheilt werden. Der Haarwuchs wird sonst an diesen Stellen dünn. Wenn die Haare am Hinterkopf mit einem Bande oder durch spiralisches Drehen zusammengehalten werden, so ist starker Zug zu vermeiden. Dem fortgesetzter starker Zug bewirkt auch Haarausfall. Direkt schädlich ist das Brennen der Haare und das Kräuseln derselben durch Kamm oder Bürste in der Richtung von der Spitze nach der Wurzel.

Zur vollständigen Sauberhaltung genügt das Kämmen und Frisieren nicht. Von Zeit zu Zeit macht sich ein gründliches Eingreifen nötig. Haar und Haarboden müssen ab und zu mit Wasser und Seife gewaschen werden. Beim Frauenhaar ist eine Waschung natürlich unumstößlicher als beim kurz geschorenen Männerhaar. Soll der Haarboden wirklich betroffen werden, so müssen wir bei langer Haartracht die Haare zu Strähnen theilen und die freigelegten Partien des Haarbedens einzeln waschen. Man benutzt die Seife, die zum Waschen des Gesichtes dient und sich dazu als zweckmäßig erwiesen hat. Nach dem Waschen spült man das Seifenwasser zuerst mit lauem, dann mit immer kälterem Wasser ab. Darauf trocknet man die Haare sorgfältig und bei langer Haartracht läßt man sie offen. Das Wasser verdunstet so schneller, und die Haare werden rascher und vollkommener trocken. Im Allgemeinen soll man den Kopf alle vier Wochen waschen, bei sehr fettreicher Kopfhaut alle vierzehn Tage, öfter jedoch nicht, sonst macht man die Kopfhaut trocken, spröde und begünstigt den Haarausfall. Schon nach einmaliger Waschung tritt eine gewisse Trockenheit und Spannung ein. Man befeuchtet diese durch Einreiben des Haarbedens mit Öl oder Pomade. Die Spannung kann nach dem Waschen so groß und lästig sein, daß man zweckmäßiger Weise den Kopf anstatt mit Wasser und Seife mit Eigelb abreibt. Das Eigelb macht eine an sich trockene Haut mild und weich.

Die zweitwichtigste Seite der Haarpflege ist die Einsetzung des Haares und des Haarbodens. Das Fett macht das Haar zart und weich. Es verhindert zu starke Wasserdurchlässigkeit. Ohne den nötigen Wassergehalt werden die Haare rauh und gerippt. Von einem schönen Haar verlangen wir aber, daß es zart und weich sei. Wir wissen, daß zu jedem Haar ein Talgdrüschen gehört. Die Talgdrüsen und die natürliche Quelle zur Einölung der Haare. Diese Quelle fließt aber nicht immer reichlich genug. Bei manchen Personen ist die Sekretion schon in der Jugend, noch öfter aber im Alter zu spärlich.

Und auch bei sonst genügender Absondierung kann ein zeitweiliger Fettmangel eintreten, wie z. B. nach einer Seifenwäsche oder nach raschem Temperaturwechsel, bei Hitze, Staub oder starkem Wind. Daraus ergiebt sich, daß sich eigentlich bei jedem zeitweiligen Fettmangel gelend machen muß, bei dem Einen nur in stärkerem Maße als bei dem Anderen. Zur Hintanhalzung derselben empfiehlt es sich deswegen, dem Haar in regelmäßigen Zwischenräumen Fett zuzuführen. Diese Einfettung soll aber nicht täglich, sondern zweimal die Woche stattfinden. Man hätte sich dabei, zu viel Fett zu nehmen. Fettglänzende Haare oder gar solche, die von Fett zu tröpfeln scheinen, sind ein widerlicher Anblick. Und dann wird die übertriebene Fettzufuhr durch längere Zeit, so neigt das Haar zum Ausfall. Im Allgemeinen kommt man bei der Einölung der Haare mit sehr wenig aus. Bei der Einfettung der Kopfhaut braucht man natürlich etwas mehr. Personen, die mit reicher Fettabsondierung behaftet sind, müssen besonders vorsichtig sein. Schon muß man zur Pflicht machen, seltener, vielleicht alle 8—14 Tage, Fett zuzuführen und dabei wenig zu verbrauchen. Genauere Vorschriften lassen sich darüber nicht aufstellen. Wer Obacht giebt, findet selbst das richtige Maß leicht heraus. Am besten verwendet man zur Einfettung der Haare und des Haarbodens ein flüssiges Fett, ein Öl. Das dazu gebräuchlichste Öl ist das Süßmandelsöl, dem ein Tropfen eines ötherischen Oles, Rosensöl oder Bergamottensöl, zur Parfümierung zugesetzt sein kann. Um das Öl haltbarer zu machen, kann man auch etwas Salicylsäure oder Benzoeäure hinzutun. Die Anwendung eines solchen Haartees ist die bequemste Art der Fettzufuhr. Wer aber mit der Einfettung des Haars noch den Zweck verbindet, die bisweilen widersprechenden Haare in einer bestimmten Lage zu erhalten, Der muß an Stelle des Oles ein Fett von starker Konstanz wählen. Am besten eignet sich dazu das Schweinefett und das Kindermark. Die ursprüngliche Festigkeit beider Teilearten läßt sich beliebig verändern. Man kann sie durch Zusatz von Öl, Butter und Wachs weicher und härter machen. Solche Mittschungen nennt man dann Pomaden. Auch den Pomaden pflegt ein ötherisches Öl als Parfüm und ein desinfizirender Stoff wie Salicylsäure oder Benzoeäure zur Erhöhung der Haltbarkeit hinzugefügt werden.

Auf die Haltbarkeit muß besonderes Gewicht gelegt werden. Die Oles und Pomaden zersezten sich besonders im Sommer sehr leicht, sie werden rauig, reizen die Kopfhaut und verbreiten einen übeln Geruch. Außer den genannten Fetten sind noch von altersher eine Reihe anderer im Gebrauch. Das eine oder andere von diesen steht, sei es mit Fleisch, sei es mit Käse, im Rufe, daß es den Haarboden frässt und das Haarwachstum fördert. Hierzu gehören z. B. Rizinusöl und das Roßkammfett. Der vorübergehenden Anwendung des Rizinusöles steht nichts im Wege. Ständig darf es aber nicht benutzt werden; denn es macht bald einen rauichen, schmutzigen Belag auf den Haaren. Jedermann hat man nach einigen Wochen seiner Anwendung eine fortwährende Reinigung der Haare und des Haarbodens vorzunehmen. Manche verwenden auch das Glazieröl als Haaröl oder mischen es anderen Oelen bei. Es soll an dieser Stelle vor seinem Gebrauch in irgendeiner Form gewarnt werden. Glazieröl entzieht den Haaren ihr Wasser, macht sie dadurch brüchig; es überzieht sie auch mit einem dünnen Teig, indem es sich oftgleich mit dem Staub und Schmutz der Luft vermischt.

Das sind die beachtenswerthen Geschäftsmittel für die Einfettung des Haars und des Haarbodens. Wir haben etwas unpraktischer über sie gesprochen, weil sie die wichtigste Seite der Haarpflege darstellen. Sie kann ohne Ueberzeichnung behaupten, daß die Haarpflege eine größere Bedeutung für das Haar hat als Wasser und Seife.

Zu allem über vielleicht gerade deswegen bedarf des Haar auch ab und zu einer Behandlung, die das Gesundheit der Haarpflege darstellt. Das ist die Entfettung des Haars und des Haarbodens.

Wer das Vorangegangene mit Aufmerksamkeit gelesen hat, findet den scheinbaren Widerspruch leicht erklärlieb. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß wir genauere Angaben über das Maß der Fettzufuhr im Einzelnen nicht geben können. Es wird sich deswegen nicht vermeiden lassen, daß auch hin und wieder ein Zuviel dem Haare zugeführt wird. Wir haben ferner darauf hingewiesen, daß die Oele und Pomaden sich leicht und besonders gern im Sommer zersezten. Diese Zersetzung muß sich nothwendigerweise mit der Zeit auch an dem auf Haare und Haarboden aufgetragenen Fett vollziehen. Aus beiden Gründen ist zur Beseitigung eines Zibels und zur Beseitigung älterer Fetttheilchen eine regelmäßige Fettentziehung des Haares nothwendig. Aber auch diejenigen Haare, denen wenig oder kein Fett zugeführt wird, die aber mit einer natürlichen übergrößen Fettproduktion behaftet sind, bedürfen, und vielleicht noch dringender als die anderen, einer periodischen Fettentziehung.

Wie oft soll eine Fettentziehung stattfinden und mit welchen Mitteln? Neben die Häufigkeit läßt sich keine bestimmte Regel aufstellen. Vielfach wird die Fettentziehung mit der Säuberung der Kopfhaut, über die wir bereits gesprochen haben, zusammenfallen. Die Fettentziehung ist schließlich auch weiter nichts als eine Säuberung der Kopfhaut von einer aus Fett und Schmutz bestehenden Mischung, wobei das Fett der vorherrschende Theil ist. Mit den Mitteln, die wir zur Entfernung des Schmutzes benötigen, Wasser und Seife, bewirken wir in den einfachen Fällen, wo nur ältere Fettreste zu beseitigen sind, zu gleicher Zeit eine genügende Fettentziehung. Wenn wir eine Säuberung alle vier Wochen vornehmen, so vollziehen wir damit ebenso oft eine Entfettung. In all den Fällen aber von überreichlicher Talgabsondierung und Kopfschuppenbildung genügen die Mittel der einfachen Säuberung nicht mehr. In diesen Fällen muß die Fettentziehung eine selbstständige Verrichtung mit selbstständigen Mitteln werden. Sie muß öfters stattfinden, unter Umständen eine Zeit lang mehrmals wöchentlich, und mit Mitteln, die das Fett besonders leicht in Lösung bringen. Da kommen folgende Mittel in Frage: Vorer, doppelkohlensaures Natron, einfache sohlenanteles Natron (Soda), ferner die weiße, grüne Seife, auch Schwefelseife oder Kaliseife genannt, drittens der Spiritus und viertens eine Vereinigung von Kaliseife mit Spiritus, der Seifenspiritus. Der Spiritus löst das Fett auf, die Kaliseife nimmt es in seinen Theilchen in sich auf, sie emulgirt es, und Soda und Natron versiezen es, das heißt sie gehen mit ihm eine chemische Verbindung ein und bilden ein festiores Natron. Die Mittel sind keineswegs gleichgültig und machen eine gewisse Vorsicht in der Anwendung zur Pflicht. Fortgesetzte Waschungen mit ihnen in starker Konzentration trocknen den Haarboden in solchem Grade aus, machen die Schädelkappe anheimend zu eng und rufen ein lästiges Gefühl der Spannung hervor. Die Haare werden aufgezogen, durchscheinend, brüchig und verlieren Glanz und Farbe.

Zur bloßen Entfettung verwendet man am besten Natron, Soda oder Spiritus, zur Entfettung stärkerer Schuppen Kaliseifenspiritus. Man wechselt auch gerne in dem Mittel ab, weil erfahrungsgemäß durch die Abwechselung eine durchgreifendere Wirkung erzielt wird. Von der Natron- und Sodalösung nimmt man einen tüchtigen Theelöffel auf einen Schoppen Wasser und trägt die Lösung mit einem weichen Pinsel auf die Kopfhaut auf. Spiritus und Seifenspiritus werden mittels eines kleinen Schwämmpchen eingerieben. Bei langer Haartracht sind die Haare auseinander zu legen. Die Haare selbst behandelt man, indem man mit einem weitähnlichen Stamm einzelne Strähnen abheilt, mittels eines Schwämmpchen gründlich durchreibt und dann mit einem weichen Linge abtrocknet. Beim Frauenhaar ist besonders noch darauf zu warnen, den Kopf mit massenhafter Flüssigkeit zu bequemen und dann mit einem Linge durch energisches Rütteln abzutrocknen.

Das ist das Besondere, was über die Haarpflege gesagt werden kann. Es können Angaben

über Haarwuchs befördernde Mittel gemacht werden. Es erscheint jedoch zweifelhaft, ob eine Grörterung darüber in den Rahmen einer solchen Abhandlung gehört. —

Londoner Strassentypen.

Von H. Lausenberg.

(Schluß.)

Dem herrschaftlichen Kutscher folgt im Range der Cabdriver. Gabs oder Hansons nennen man in London hohe, zweiräderige, vorne offene Wagen; der Lenker hat seinen Sitz nahen in gleicher Höhe mit der oberen Wagendecke auf der Hinterseite des Gefährts, von wo aus er das Pferd über den ganzen Wagen hinweg in den Zügeln hält. Ein Cab bewegt sich mit größter Sicherheit und Schnelligkeit im dichtesten Gewühl des Verkehrs; da sich im Inneren Londons infolge der Enge der Straßen weder Pferdebahnen noch oberirdische elektrische Linien finden, so ist das Cab eines der wichtigsten Verkehrsmittel in dieser Millionenstadt, mit ihren ungeheuren Entfermungen, beträgt doch an manchen Stellen, vom Hauptpostamt aus gerechnet, der Radius des „größeren London“ nicht weniger als 25 und selbst 30 englische Meilen. Der Cabdriver besitzt vielfach etwas von der auf die äußere Erscheinung Werth legenden Eleganz des englischen Gentleman. Manche von ihnen gehen, den Zylinderhut auf dem Kopfe, ihrem Berufe nach, und gewöhnlich sind sie alle Freunde einer ihren Tarif recht erheblich überschreitenden Bezahlung, zumal es nur für den mit London schon näher Vertrauten möglich ist, nach dem Tarif die Höhe des Fahrgeldes zu bestimmen. Sie besitzen eine Art Organisation, die sie gegen Unglücksfälle, wie sie in dem gewaltigen Straßenverkehr Londons sich leicht ereignen können, aber nichtsdestoweniger verhältnismäßig selten sind, sowie gegen Krankheit versichert. In einzelnen Städten, allerdings auf Verkehrsstraßen nicht in der eigentlichen City, haben sie Bretterhäuser, die etwa 10 bis 12 Personen fassen und auf der Straße errichtet sind, in denen ihnen zum Selbstkostenpreise eine billige und gute Stube gewährleistet ist, während der „Deknom“ von ihnen bezahlt wird. Im Verkehr miteinander, selbst bei Karambolagen, sind sie von ausgesuchter Höflichkeit und helfen einander mit größter Bereitswilligkeit.

An dritter Stelle nennen wir den Omnibusfahrer. Der Omnibus ist das volksthümlichste Gefährt Londons, und Hunderte von Linien durchziehen die Stadt nach allen Richtungen. Es gehört nicht zu den Esterheiten, ein Dutzend und selbst mehr dieser Gefährte, die in den verschiedensten Farbenzusammenstellungen schillern, sich in einer Linie folgen zu sehen. Auch manche der Omnibusfahrer lieben es, zumal an Sonntagen, gleich einem Gentleman im Zylinderhut zu erscheinen. Während der Fahrt, vor Allem aber an den Haltestellen, rufen insbesondere die Billetverkäufer die Stationen der Linie aus vollem Halse aus, wobei sie die Passanten durch einladende Handbewegungen zur Benutzung des Omnibus nach Kräften zu ermuntern suchen. Da meist eine größere Anzahl dieser Gefährte zu gleicher Zeit an derselben Stelle anhält, so erhebt sich hier ein Chorus, der jeden anderen Straßenlärm übersteigt und dem Fremden an der besonderen geschäftlichen Belebung des Engländer nicht den mindesten Zweifel läßt.

Ein Gewerbe, das in des Wortes volster Bedeutung auf der Straße gepflegt wird, ist das der Strafenzzeichner. Meist Krüppel und Gebrechliche zeichnen sie mit bunten Kreidefarben gewöhnlich eine Reihe von Genrebildern, wie eine Mühle am Fluß, Mädchen am Strand, ein Schiff im Strom, oder Porträts bekannter Persönlichkeiten, wie die des Königs, der Königin, Lord Kitchener's u. a., an den Asphalt oder die Steinplatten der Trottoirs. Andere stellen eine kleine Gallerie bereits fertiger auf Papier und selbst Leinwand gemalter Bilder

Anzeigen-Beilage für das illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt“.

Nr. 7

für den Annonceninhalt der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich.
Alleinige Inseraten-Annahme durch Heinr. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro 5gepaßte Nonpareille-Zeile über deren Raum Mk. 1,25.

1903



Echt silberne Remontoir-Uhren, garantiert gutes Werk, 6 Rubis, schönes, starkes Gehäuse, deutscher Weichstempel, 2 echte Goldränder. Einmale-Ritterblatt, Mk. 10,50. Dieselbe mit 2 echten Silbernen Rapsen, 10 Rubis Mk. 18. Schlechte Waare führe ich nicht. Meine sämtlichen Uhren sind wirklich gut abgesegnet und genau reguliert; ich gebe daher reelle 2-jährige schriftliche Garantie. Verlangt gegen Nachnahme oder Postentrichtung, Umtausch gestattet oder Geld sofort zurück, somit Befestigungen bei mir ohne jedes Risiko. Reich illustrierte Preisliste über alle Sorten Uhren, Ketten und Goldwaaren gratis und franko. S. Kretschmer, Uhren, Ketten und Goldwaaren, Engros-Berlin 415, Neue Königstraße 4. Kleine und wirklich billige Bezugswaaren für Uhrmacher und Wiederverkäufer.

H. Strahlendorff's

Handels-Akademie

Muster-Contor

Berlin SW., Beuthstr. 11, 1., 2., 3. Et.
Vollständige Ausbildung für den kaufmännischen Beruf. (Herren u. Damen getrennt.) Pensioni-Hause.

Ausführl. Lehrpläne unentgeltlich.

Unentbehrlieh

bei Rheumatismus, Gicht, Urtikaria, Ragen, Brust- und Dungenseiten, Influenza und meine elektrisch präparierten

Kuttenfelle,

welche auf blosem Seide getragen werden, von hervorragenden Herren aus's Beste empfohlen. Man verlange Preisliste gegen 20 Pf. in Briefmarken.

Alois Hobelsberger,
Gülsdorf, Niederbayern.

Nur Mk. 1,30 kostet mein Rasirmess. Nr. 925 m. 5j. Garant.

Sicherheits-Rasir-Apparat

No. 938 wie Bild, womit sich jedes Ungeübte, in 2 Min. gänz. gefahrlos rasirt, kostet nur Mk. 2,70 (Scheide un mögl.)

Porto 20 Pf., also bei Vorstellung.

bei Vorstellung.

M. 2,90. Nachn. M. 3,10. Umsatz-

Katalog üb. Sol. Stahlm., Gold-, Leber-, Plastil., etc. Waco, dir. v. Central-Versandhaus.

Paul Kratz, Solingen 3.

Jed. lese b. „Rathgeber“ v. Dr. Becker. Preis nur 1,10, p. Nachnahme M. 1,20.

„Buch über die Ehe“

von Dr. Retau. Anfang M. 2,50 nur

M. 1,50, per Nachnahme M. 1,70.

J. Kantorowicz,

Berlin N. 54, Rosenthalerstraße 10.

Briefmarkenpreisliste

gratis 30000 Preise. Viele Abbildung.

Ankauf v. Samml. u. einzel. Marken.

Philipp-Kosack, Berlin C.

Burgstr. 8, im Kaiser-Schloss.

Billige böhmische Bettfedera!

10 Pfund neue geschlissene M. 10, bessere M. 10,

weisse daunenw. M. 15,

M. 20, schneew. daunenweiche M. 25, M. 30. Versand franko,

zollfrei, per Nachnahme. Umtausch und Rücknahme geg. Portovergütung gestattet.

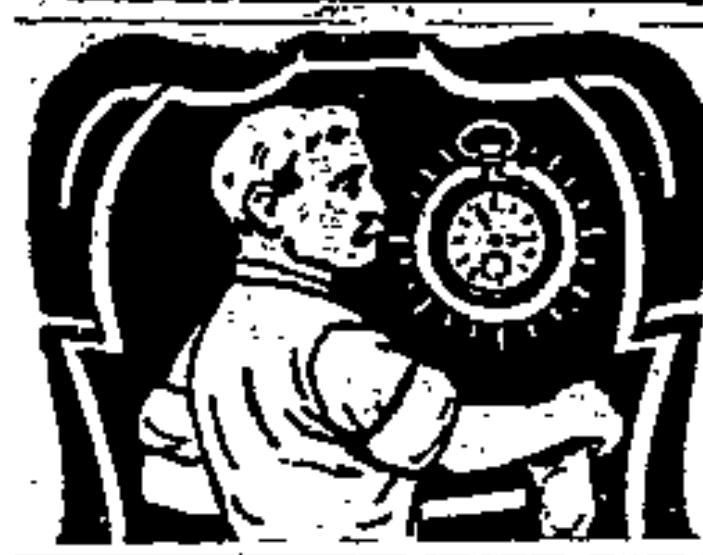
Benedikt Sachsel, Lobes 3II,

Post Pilsen, Böhmen.

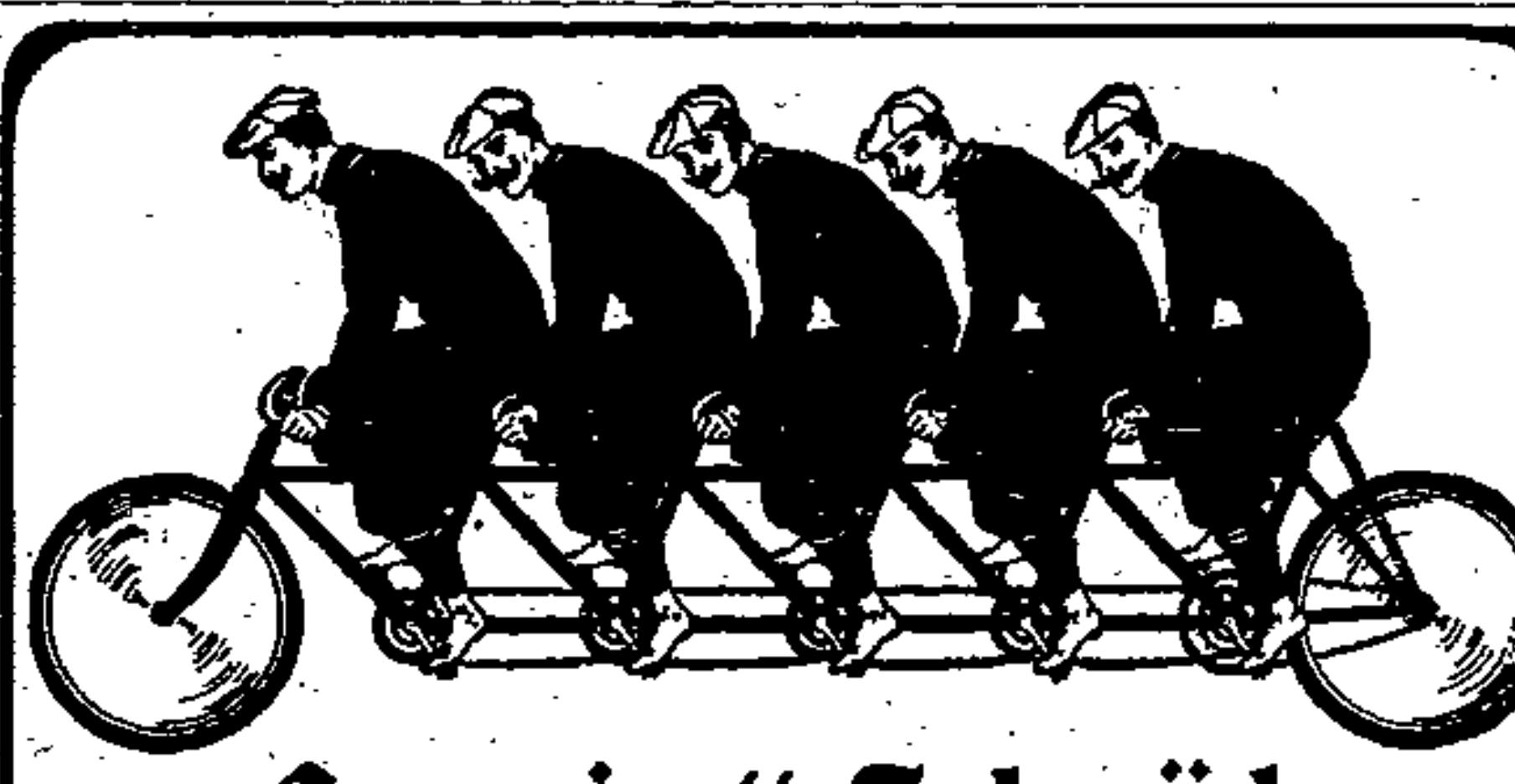
Sanatogen

für die Nerven.

Broschüre auf Wunsch gratis und franko durch Bauer & Cie., Berlin SW. 48.



Arbeitsuhren, Remontoirs, Metall M. 2,75, 4,25, 6,75; Silber m. Goldrand v. M. 10, an. **Repetitionswecker**, in 7 Minuten 9 mal laut weekend, M. 3,75; **Prima Wecker**, leuchtend M. 8, —, nicht leuchtend M. 2,60. Garantie 2 Jahre. Umtausch od. Zurückgabe gestattet. Reich illustrierten Katalog üb. Uhren, Ketten, Schmuck, Feldstecher etc. kostenfrei! **Eug. Karczka, Taschen-Uhrenfabrik u. Versand LINDAU im Bodensee 575.**



„Superior“-Fahrräder

sind auch für Saison 1903 unbedingt die besten und trotzdem ausserordentlich billig!

Haben Sie Bedarf in Fahrrädern und Fahrrad-Zubehörtheilen, so fordern Sie meinen Hauptkatalog, der Ihnen kostenlos zugestellt wird; derselbe bietet reichhaltige Auswahl bei allerbilligst. Preisstellung.

Hans Hartmann, Eisenach 20.

Das Buch für die Frau

v. Emma Mosenthin, frisch. Gebamme, Berlin S. 39, Sebastianstr. 43, über sensation. Erfindung: 13 Patente, gold. Medaille, Ehrendiplom, D. R. P. 94588. Tausende Dankesbriefe. Zusendung verschl. 50 Pf. Briefm. — Sämtl. hygien. Bedarfsartikel.

Großer Illust. Haupt-Katalog mit über 3000 Gegenständen alle Arten Messer, Scheeren, Senfen, Waffen, Leder, Gold-Schmuckstücken erhält jeder franco unsonst, ohne Kaufzwang. Bitte d. zu verlangen. 8 Pf. für 1 m. jedem anzuverg. Zuzug. Zur Probe! Beste Rasirmesser der Welt!

1/2 natürl. Größe.

Fertig zum Gebrauch:

Verwandt g. Nachnahme od. vorh. Esse.

Fritz Hammesfahr,

Fuchs b. Solingen II, Stahlwarenfabrik und Verlandhaus.

Diamantschl.-Rasirmess. m. Lint M. 3, — Silberschl. 2, — Rasipinsel, Rasierhaken" 1/2 — 50 Raspelplast. M. 1. Streichzettel M. 1, — bis M. 1,80. Schärfmasse M. 1, — 30. Rasiersseife M. 1, — 25 Raspelplast. M. 1. Delabzichstein M. 2,50



Wollen Sie

wirklich gut und billig ruchen! So bestellen Sie meine Cigarillos, wie oben abgebildet und größer, mit Sumatra und Java bedekt, mit guter Einlage, in eleganten Röcken verpackt, für den spottiligen Preis 500 Stück für M. 8,90 franko per Nachnahme. Als Weihnachtsgeschenk füge ich der Sendung vollständig gratis bei: 40 gute Zigarren und Zigaretten zur Probe, 1 elegantes Wandfeuerzeug aus email. Blech, 1 Zieberbuch mit vielen schönen Bildern und 5 hochfeine Ansichtskarten. Garantie: Rücknahme oder Umtausch, daher kein Risiko. Mehr zu bieten ist durchaus unmöglich. Bitte zu bestellen bei der leistungsfähigsten Zigarren-Fabrik (hier 300 Angestellte) von

P. Pokora, Neustadt i. W.-Pr. 144. E.

+ Magerkeit +

Schöne, volle Körperformen durch unser Oriental-Kraftpulover, preisgekrönt, goldene Medaille Paris 1900. Hygiene-Ausstellung und goldene Medaille Hamburg 1901; in 6—8 Wochen bis 10 Pfund Zunahme, garantiert unfehlbar. Streng reell — kein Schwund. Beste Donzschreiben. Preis: Karton M. 2. Postanweisung o. Nachnahme mit Gebrauchs-anweisung. Hygienisches Institut. D. Franz Steinier & Co. Berlin 170, Königgrätzerstraße 73.

Briefmarken billigst. Preisliste sendet franko August Marbes in Bremen.

Thüringer Wurst
Gär. Rothwurst Pf. 70 Pf. Leberwurst Pf. 70 Pf. Kaiserwurst Pf. 75 Pf. Knackwurst Dtzd. 155 Pf. Bratwurst, runde u. lange, Pf. 55 Pf. Cervelat und Salami Pf. 120 Pf. Nur per Nach. mit Schlachthofattest. Wurstfabrik Otto Schubert, Gera-R. 266

Billigste Bezugsquelle für Cigarren

	100 Stück
3 Pf. -Cigarren	2,20, 2,40 Mk.
4 "	2,60, 2,80, 3,—"
5 "	3,40, 3,60, 3,80, "
6 "	4,20, 4,50, 4,80, "
8 "	5,40, 5,60, 5,80, "
10 "	6,50, 7, —, 7,50, "

Musterkisten von 100 Stück enthalten 10 verschied. Sorten von je 10 Stück nach beliebig Wahl, stehen zu Diensten.

Carl Streubel, Cigarrenfabrik, Dresden-A. Wettinerstr. 13/14. Der neueste illustrierte Preisencourant wird Jeden auf Wunsch franco zugesandt.

Nur 6 Mark kost. eine genau regul.

Remontoir-Uhr mit gutem auerl. Wert unter Garantie! Illust. Preisbuch ab brauchb. Uhr, Ring, u. Schmuckstück, portofr. Schlagwerk-Regulator von 9 Mark an. Gebr. Loesch, Leipzig 43.

Buchführung lernen Sie leicht u. schnell briefl. b. Louis Schuftan, Forst, N. 2. 78. Probebriefe umsonst.

Aller Voran sind meine gel. gesd. garantirt gefahrlos, elektrisch. Neuheiten. Nr. 1 Elektr. Westentaschenlampe „Apollo“ nur M. 8,25. Nr. 3 Elektr. Ausführung u. Vergrösserungslinse M. 7. Nr. 4 Elektr. Lauchstab „Brilliant“ M. 10. Nr. 5 Elektr. Spazierstock M. 13. Nr. 6 Elektr. Taschenührlicht M. 8,50. Nr. 7 Elektr. Lichtpistole (orig. u. handl. Gesch. f. Leuchstab) M. 10. Nr. 8 orig. Carnevals-Artikel empfiehlt: Elektr. leuchtend. Haarschmuck M. 5,50. Elektr. leucht. Nasen mit Bart M. 5. Elektr. leucht. Cravattennadel od. Knopfloschrose M. 4,50. (Prospekte portofrei.)

Die Schweiz ist nicht nur durch ihre landschaftliche Schönheit, sondern auch durch ihre Uhren-Industrie

berühmt. Ich beziehe jährlich tausende von Uhren aus der Schweiz und offerre als Spezialität die 1898 mit der goldenen Medaille in Genf prämierten echten Goldin-Remontoir. • • • • •

• • • • Herren- od. Damen-Uhren zu M. 14 franko, jeder Poststation. Die Uhren, von einer echt goldenen im Preise v. M. 150 nicht zu unterscheiden, besitzen ein genau gehendes regulirtes Uhrwerk und bestehen aus drei Deckeln, Sprungdeckel (Savonette), daher bester Ersatz für eine echt goldene Uhr. Dazu passende Herren- oder Damen-Uhrketten M. 6,50. Reelle 8jährige Garantie. Kein Risiko. Event. kostenlose Zurücknahme. Versand gegen vorherige Casse oder Nachnahme.

Uhren-Fabrikklager H. Holtschmit, Düsseldorf.

Alles

für Dilettantenarbeiten, Vorlagen f. Laubsägerei, Schnitzerei, Holzbrand etc., sowie alle Utensilien und Materialien hierzu. (Illustrierte Kataloge für 30 Pf.) May & Widmayer, München 136.

Bertret. erhält zur Reklame eröffl. stabile Halbrennerf. M. Modell 1903 mit 2 G. Gur. auf m. 65 K. Kof. zur f. gut; eröffl. Tiefenf. 4, — prima Schüsse M. 2,50, ff. Pedale 95, — elekt. Lampen M. 2. Motorwagen M. 600. Rich. Sauer, Opladen.

Buchführung lehrt brieflich. Propriet. u. Probebrief. O. Hürtel, Görlitz.

Cigarren — Gratis. (Grosses Format, keine Cigarillos.)

Wir geben Jedem bis auf Weiteres: 50 Cigarren als Geschenk bei Bestellung v. 150 Cigarren aus guten Tabaken für M. 4,95. Wer einmal bezogen, bestellt wieder.

Versand gegen Nachnahme unfrankt.

Bei Bestellg. v. 450 Stück: 500 Stück frk. für M. 12,50.

Hamburger Cigarren-Versand

Hamburg, Kielerstr. 75.

Tapeten gebraucht, verl. Musterbuch fr. Beste Bezugsquelle. Franko bei Aufträgen v. M. 5.

W. v. Drathen Tapeten-Versand-Geschäft Berlin W. 57. Potsdamerstrasse 84a. Bustglasplatten (Ersatz f. Butzenscheiben) 47 cm Neuheit! breit, M. 1 pro Meter.

Musikinstrumente-Saloon

Fleiderholz

Gustav Kreinberg

Markneukirchen S. 74.

A. Bierb. Nach dem Gemälde von A. Fink.



aus, während Andere wiederum sich als linkshändige Zeichner produzieren. Es sind aber weniger diese „künstlerischen“ Augenblickserzeugnisse, als die Umm und Weisheiten, die ihnen gewöhnlich beigegeben, das Charakteristische an der Sache; reden sie doch alle die Sprache des tiefsten Glends, jenes Glends, das der Engländer selber als das schwarze, als black misery bezeichnet, wie es mit in einer Stadt wie London als der furchterliche Gegensatz zu wahnfummigem Reichtum und standesgemäßem Überfluss möglich und denkbar ist. Viele von Denen, die so auf der Straße liegen, um einiges „ehrliche Knipsergeld“ zu verdienen, sind Familienväter, die im Dienste des Kapitalismus zu Krüppeln geworden sind; von Manchen zeigt es die vorgehaltene Photographie aus besseren Tagen, daß sie einst frohe, gesunde und lebensfürtige Menschen waren. Hatt Mitleid, Freunde, denn der Hunger thut weh; das sind die einfachen, aber furchtbaren Worte, die den reichen Passanten an Hyde Park und Belgravia buchstäblich von den Steinen entgegenhassen, ohne daß die mächtige Handelsaristokratie sie vernehmen will, an denen Londons Goldjugend, die keine Habanna im Munde — und der Preis einer dieser Fünfshilling-Zigaretten gäbe dem hungernden Glenden Nahrung für eine Woche — mit tauben Ohren vorübergeht, fauñ daß hin und wieder ein einzelnes Knipserstück in die vorgetretene Mütze des Bettlers fällt.

Witzen sieht man unter der Schaar neugieriger Kinder, welche jene Unglückslichen meist hämend und gehend umzieht, auch den Savoyardentag, der in London stark vertreten ist und, mit einer Ziehharmonika ausgerüstet, sein Lässchen auf der Schulter, sich mit Vorliebe den feineren Stadttheilen im Westen zuwendet. Er repräsentiert den unteren Grad der in London sehr zahlreichen Straßenmusikanten, wenn man von dem eigentlichen Straßenjäger absieht. Häufig nämlich ziehen Arbeitslose mit Weib und Kind durch die Straßen, insbesondere am fülligen Sonntagnachmittagen, um durch gemeinsamen Gesang die Aufmerksamkeit und das Mitleid der Besuchergruppen zu erregen, ein Mittel, zu dem übrigens auch die Glenden häufig greifen.

Zum Savoyardenstaub gesellt sich der erwähnte Städter, der gewöhnlich das sogenannte Straßenklavier, ein Instrument, das den Klang des Klaviers hat, aber wie eine Orgel gedreht wird, durch die Straßen führt. Da die meisten von ihnen nicht die Mittel besaßen, ein solches Instrument durch Kauf zu erwerben, so leihen sie es, und die hierfür von Tag zu Tag zu entrichtende Gebühr ist natür-

gemäß im Interesse des Unternehmers so bemessen, daß der Musikan mit dem von ihm unzertrennlichen Weibe gerade sein Leben fristen, aber niemals aus seinem Unabhängigkeitsverhältniß herausstreten kann. Man sieht also, wie man in London sogar den gewohnheitsmäßigen Bettel zu organisieren und kapitalistisch auszunutzen versteht.

Eine analoge Erscheinung läßt sich bei vielen der sogenannten Germanbands beobachten, herumziehende Musikanen, unter denen sich, wie schon der Name sagt, viele Deutsche finden. Ein „Unternehmer“ dingt ihrer vier, sechs oder acht Mann und bringt so seine „Capelle“ zusammen, mit der er die Stunde durch die einzelnen Stadtviertel macht. Er selber besorgt das Einsammeln des Geldes und wird auf diese Weise häufig zum reichen Mann, während er seine Musikanen in einer Weise bestaltet, daß es kann zur Notdurft des Lebens ausreicht. Speziell englisch sind die Punschleute, die an unser Hämmerchentheater erinnern. Manchmal schlagen sie in den weniger verkehrtreichen Straßen ihre primitive Bude auf, insbesondere in den ärmeren Stadttheilen, wo ihre mit dem erbosten Volkswitz gespielten Vorstellungen sich bei Alt und Jung des gleichen Beifalls erfreuen. Eine besondere Art des Punsch sind die Tänze, die man häufig mehrere als Neger, Frauen oder sonstwie phantastisch Bekleidete unter Gesang und dem Klang von Instrumenten auf offener Straße aufführen sieht; daß in gleicher Weise drei oder vier halbwüchsige Mädchen zu einem Orgelkonzert eine Art Cancan tanzen, gehört ebenfalls nicht zu den Seltenheiten.

Kein Stand wohl besitzt größere Fertigkeit, kleine Gewerbe in Schwung zu bringen, als der englische und speziell der Londoner Proletarier. So bleibt es hier eine Unzahl von Leuten, die nichts weiter als berufsmäßig das Puzen von Stiefeln besorgen. Vor sich einen trapezförmigen Holzkasten zum Aufstellen des Fußes, daneben eine Kleiderbüste, ein halbes Dutzend der verschiedensten Schuhbüsten, eine höchst reichhaltige Auswahl von Wickelbösen und Taschen mit allen möglichen Mänteln, nimmt der Puzer jeden Stiefel in wahrhaft kunstgewisse Behandlung. Je nach Art und Qualität des Leders verfährt er anders; anders, wenn es sich um braune, anders, wenn es sich um schwarze Stiefel handelt. Er wischt, er büsst, haucht über die Schuhe, wischt und büsst wieder, nimmt Zeit und wollene und selbst seidene Läppchen zur Hülse, um den „polish“, den rechten Glanz, herauszuholen. Vor einem Jahr noch zahlte

man für das Reinigen eines Paars Stiefel einen Penny; die Schuhkünstler im Westend haben seitdem ihren Preis auf das Doppelte hinaufgetrieben.

Charakteristisch für die in einer Stadt wie London herrschende Arbeitsteilung ist die Thatache, daß selbst die Versorgung der zahlreichen Haushalte mit kleinen Fleischrationen an jedem Morgen zu einem besonderen Gewerbe mit fester Kundschaft geworden ist. Die Konkurrenz ist eben eine so große, daß namenslich in den unteren Erwerbskreisen zu den sonderbarsten Mitteln gegriffen werden muß. Es ist keine Seltenheit, daß ein Musikalienhändler mit einer kleinen Capelle herumzieht, um das Publikum durch das eigene Gehör von der Güte seiner Neuerungen zu überzeugen, oder daß ein Kleinhandler in Zylinder und Gehrock — denn das ist jenseits des Kanals die im Geschäftsverkehr übliche Kleidung — auf einem Wagen durch die Straßen fährt, an irgend einer belebten Stelle hält, das Publikum in wohlgesetzter Rede über die besondren Vorzüge seiner Spezialitäten aufzuklären beginnt und sofort möglichst viel an den Mann bringt, was bei der nötigen Zungenfertigkeit und Ausdauer in den seltsamsten Fällen mißlingt. Das sog. Suchen der Kundschaft nimmt hier ganz andere Dimensionen an, als man sich dies bei uns zu Lande vorzustellen vermag. Das ist wohl der wichtigste Grund, warum das Gewerbe der fliegenden Händler sich in London solch ungemeiner Verbreitung erfreut. Da stehen Hunderte von niedrigen, vierrädrigen Wagen, mit Waren aller Art für den täglichen Gebrauch beladen und meist von einem Zeltdach überdeckt, in schier unendlichen Reihen zu beiden Seiten der Straßen beheimatet, formliche Fahrmarkte bildend, während Abends schwärende und qualmende Ollampen die Szene beleuchten. In buntem Gewimmel drängen sich kaufende und verkaufende Menschen; insbesondere die Verkäufer thun ein jeder sein Möglichstes, um in dem ohrenbetäubenden Lärm mit ihren Anpreisungen durchzudringen. So hörte ich eines Abends, wie einer von ihnen auf das Auskunftsmitteil verfiel, das erinnernde Wort buy (kaufe) einer bekannten Strafenzmelodie als Text unterzulegen. Sofort griff die liebe Jugend die Variante auf und johlend stieg sie aus Hunderten von Reihen von der dunstschwangeren Straße zum Nachthimmel empor. Enthielt sie doch das Zauberwort, das an den innersten Kern des englischen Wesens röhrt und in ungeschminkter Form den die ganze Nation beherrschenden Handelsgeschäft offenbart. —

„Progress.“

Von Eduard Tschirkow.

Liegen jolten wir nicht evn' mal etwas auszuspielen, Pawel Wajnszich? Wie denn — auszuspielen?

„Na, sehr einfach: Wir veranstalten eine Ausstellung, eine ganz kleine natürlich... Wir sind natürlich nach Menschen... dürfen nicht hinter der Zeit zurückbleiben...“

„Was denn für eine Ausstellung? Vielleicht eine Gemälderausstellung?“ fragte mit einem Anflug von Grieche Pawel Wajnszich.

„A — nein... Werda eine Gemälderausstellung? Gute Landschaftsmalerei. In unserer Provinz wird doch hauptsächlich Ackerbau getrieben, wir haben ja sogar verschiedene Blütenwirtschaften. Bei Ihnen z. B.... Aber ob Wajnszichschaft oder nicht — mit irgend etwas müssen wir an die Deutschenlichkeit treten, sonst werden wir es nie mehr können zu etwas bringen. Sehen Sie 'mal eurene Siedle an... Die haben es sich was kosten, bauen Eisenbahnen, haben doch sonst alles möglichen Progress, aber bei uns — hauptsächlich noch gewesen so, wie zu Olins Zeiten, freia Siedl' anders! Ich bin jetzt zwölf Jahr Bürgermeister, aber ich habe bei uns noch nie einen Progress gefeiert. Und warum? Das will ich Ihnen erläutern. Sie jähr' 'mal in irgend einer Sache noch Schießerei. Ich jelle mich tot: Bürgermeister,

sage ich, von Trischschobinsf. Man sieht mich an, sperrt die Augen auf, gerade als wenn man noch niemals von dieser Stadt gehört hätte... Eine kleine Zweigbahn, sage ich, wäre für uns sehr wünschenswert... würde uns dem Progress anschließen... Aber Ihnen: was soll Euch eine Zweigbahn? Wozu? Ihr hättest ja doch nichts derauf zu befördern! Ja, so antworteten sie mir. Und mit Recht, denn wir führen uns ja nicht, keine Menschenseele weiß oder erfaßt etwas von unserer Früterz.“

„Ja — a...“ bemerkte nachdenklich Pawel Wajnszich. „Unsere Bemühungen um eine Eisenbahn sind erfolglos geblieben... abgeblitzt!“

„Und ausgerechnet, Sie könnten so 'ne Eisenbahn doch sehr gut gebrauchen, wie? Sie würde natürlich gerade an Ihrem Gut vorüberführen... Sezen sich Morgens an und sind Abends wieder zu Hause!“

„Um... ja — a...“

Die gekräuselten Tamben liegen Einem nicht so in den Mund, Pawel Wajnszich! Man muß auch selbst etwas dazu thun. Ebenso ist's mit dem Progress! Man muß ihm am Schopf fassen und ja nicht entwischen lassen! Hehehe!...“

Der Bürgermeister schlug dem Vorstehenden der Landschaft auf's Knie und lachte jenes laute Lachen der Selbstzufriedenheit und des Selbstvertrauens, wie es diese Leute zu lachen pflegten.

Die Beiden saßen in einem einsamen Winde des Stadtgartens, in der Nähe des hellerleuchteten Restaurants, das, halb zwischen Bäumen versteckt, wie ein märchenhaft phantastisches Schloß aussah. Lachen, Schreien, das Klappern der Billardkugeln, Pfropfenknallen, Meissel-Sirenen, die Musik — Alles zusammen eine wilde Orgie von Lauten, die aus den geöffneten, im Dunkel der Nacht blendend hellen Fenstern des Restaurants herausdrang.

Das dichte Laub der Akazien verbarg das einzame grüne Tischchen, an dem die beiden Honoratioren bei einer Flasche Portwein saßen. Sie fühlten sich angenehmlich sehr wohl und behaglich. Die dichten Akazienzweige schützten sie vor zudringlichen, neugierigen Blicken und dennoch konnten sie deutlich jeden Ton der Militärapoche hören, welche alle halbe Stunde eine Polka, einen Walzer oder ein Potpourri aus dem „Leben für den Zar“ spielte.

„Sie dachten wohl, der Progress kommt Einen so von selbst in den Mund geflogen? Ja, er wird Ihnen was! Also wollen wir eine kleine Ausstellung veranstalten. Sehen Sie — Sie z. B. haben ja schon akademisch gebildete Landwirthe auf Ihrem Gut. Was hat man damals Alles über Sie geschrieben! Mag man doch schreiben! Man soll aber einsehen...“

Die Landschaft ist augenblicklich sehr in der

Klemine. Sie wissen ja selbst, wie sich in unserem Budget jeder Mißwachs, jedes schlechten Jahr sofort fühlbar machen." "Ah! Unser! Kommt Zeit, kommt Rath. Hehehe! Darf ich Ihnen noch einschenken?" "Bitte!"

Sie stießen miteinander an und begannen langsam, mit einer gewissen Andacht den Wein zu schlürfen.

"Schmeckt er Ihnen nicht etwas säuerlich?"

"Ja—n... etwas... Die Kosten sind meine geringste Sorge dabei, Pawel Wassilitsch! Die Stadt geht, sagen wir 'mal, Lautender flülfzehu bis zwanzig. Für die Stadt garantire ich! Die Landschaft — so flülfzehend... na und fertig... Außerdem wird an so 'ner Ausstellung doch auch verdient... Eintrittskarten, Platzgebühren der einzelnen Aussteller, dann kann man ein kleines Restaurant aufbauen, ein gemütliches, lustiges Restaurantchen, hehehe!"

Was den Bürgermeister Klenow bewegen möchte, so warm und leidenschaftlich für eine Ausstellung zu plädieren, ist schwer zu sagen. Aber der Gedanke verfolgte ihn unablässig, seit er einmal auf der Durchreise in Orel eine Ausstellung besucht hatte. Möglicher, daß Klenow nach Ruhm und Popularität trachtete, daß er von der Presse als "Mann des Progres und der Aufklärung" gefeiert sein wollte; vielleicht leitete ihn aber in der That nur der unerträgliche Wunsch, der Stadt Vortheile zu verschaffen. Wie dem auch sei, Klenow sah im Schlosen, wie im Wachen nur noch die Ausstellung.

"Und Du, Fiokla Stepanowna, was wirst Du ausspielen?" fragte er oft seine Frau.

"Ah, hör' doch auf. Du Narr! Schäm' Dich doch!"

"Weshalb denn? Nein, ganz im Ernst — ich fasse Dich unter und... auf die Ausstellung! Am nächsten Tage sieht dann in den Zeitungen: Gestern geruhte unser verehrter Bürgermeister mit seiner Frau Gemahlin die Ausstellung zu besuchen..."

"Das könnte Dir so gefallen!"

"Kommt der Gouverneur... grüßt... Ich frage natürlich die Kette... Er ehrt nicht mich, sondern die Kette — selbstverständlich!"

Hente war dem Bürgermeister der Vorsitzende der Landwirtschaft in die Hände gefallen, und statt seiner Frau erklärte er nun dem Vorsitzenden seine Absichten und Pläne von der Ausstellung. Eine Flasche Wein war im angeregten Gespräch über dieses Thema bereits geleert, aber Nikanov Iwanitsch, der sein Opfer nicht loslassen wollte, bestellte eine neue.

"Bleib' doch noch! Wir müssen noch weiter sprechen!" hielt er den Anderen zurück, indem er, ohne es zu merken, im Rauch zum vertraulichen "Du" überging.

Als die zweite Flasche zur Hälfte geleert war, ging der Landschaftsvorsitzende, allen Bitten und Beschwörungen seines Gegenübers ungeachtet, nach Hause. Der Bürgermeister wankte schwefällig die Hauptallee hinunter. Am Ende derselben kam ihm der Redakteur des "Lokalanzeigers" in den Wurf. Er fasste ihn vertraulich unter den Arm und schleppte ihn zu dem versiegten Tischchen im Alaziengebüsch.

"Wenn Ihr, Hallunken, auch immer und ewig zu schimpfen habt, so achte und ehre ich doch die Presse und bin stets bereit..."

"Entschuldigen Sie, Nikanov Iwanitsch, ich... ich bin mit Damen hier... verzeihen Sie!" rügte der Redakteur sich loszumachen.

"Ah! Unser! Damen!... Hier handelt's sich um Dein Geschäft... Die Weiber laufen Dir nicht fort. Die bleiben Dir immer noch..."

Der Redakteur folgte dem Bürgermeister. Aber als der in die dunkle Afazienallee einbog, wischte er instinktiv zurück.

"Woher führen Sie mich?"

"Ah, sei doch still! Denfst, ich will Dich totschlagen? Ha ha! Nein, so Einer bin ich nicht. Schreib' meinewegen, schimpf' so viel Du willst, deshalb laufe ich doch nicht zur Polizei. Nein, ich achte die Presse. Sez' Dich!" kommandierte der

Bürgermeister, indem er den Redakteur des "Lokalanzeigers" auf denselben Platz niederrückte, von welchem vor Kurzen der Vorsitzende der Landschaft entflohen war. Dann schenkte er die beiden Gläser voll und fuhr fort: "Zuerst sag': Gott sei Dank!" "Warum denn?"

"Warum? Weil Du Verdienst haben wirst. Weil zu schreiben wirst Du bekommen. Jetzt läufst Du jeden Tag nach der Polizei und fragst: Was gibt's Neues? — Aber dann, Bruder, dann wirst Du garnicht Zeit genug haben, Alles zu schreiben!" "Was ist denn los?"

"Na, trinken wir 'mal zuerst! Dein Wohl! Wenn Du Deine Sache gut machst, dann werde ich Dich auch nicht vergessen!"

Sie stießen an und leereten ihre Gläser auf einen Zug.

"Wie denkt Ihr Zeitungsschreiber über folgende Frage: Ist 'ne Ausstellung eine nützliche Sache?"

"Na ob!... Natürlich!..."

"Ist ein Mensch, der eine Ausstellung auf die Beine bringt, zu tadeln?"

"Warum denn immer tadeln?"

"Na schön! Also..."

"Also was?"

"Wir werden eine Ausstellung bekommen! Da hast Du meine Hand darauf! Meinen Kopf zum Pfande, wenn..."

"Aber das ist ja ausgezeichnet!"

"Ah was — ausgezeichnet! Sag' mir lieber: Wird mir Deine Zeitung leisten? Oder wird sie auch darüber schimpfen? Euch kann man's ja nie zu Dank machen."

"Unser Organ unterstützt natürlich jede gute Idee, nicht um der Person, sondern um der Sache willen..."

"Phrasen! Nichts als Phrasen! Sache! Macht sich eine Sache vielleicht von selbst? Ich denke, Personen machen sie..."

"Natürlich Personen... hm!..."

"Deine Hand, Bruder! Wenn Ihr auch schimpft, ich bleibe dennoch der Stadt mit ganzer Seele ergeben. Nichts für mich, Alles für die Stadt! Für den Progreß bin ich stets bereit..."

Zwei Tage nach dem beschriebenen Abend erschien im "Lokalanzeiger" die erste Notiz über die in Trusobinsk geplante landwirtschaftliche Ausstellung: "Wir erfahren soeben aus absolut zuverlässiger Quelle, daß unser verehrtes Stadtoberhaupt M. I. Klenow die Idee angeregt hat, in Trusobinsk eine landwirtschaftliche Ausstellung zu veranstalten. Morgen werden wir uns eingehend mit diesem uns im höchsten Maße sympathischen, für unsere Stadt überaus nützlichen Unternehmen befassen, das unserem "Vater der Stadt" alle Ehre macht; voraussichtlich sagen wir nur: "Gut Glück auf den Weg!"

Diese Notiz feuerte den Bürgermeister derart an, daß er seinen Sekretär kommen ließ und sofort zur That schritt.

"Maxim Platonitsch, wir müssen einen Vorschlag für die Ausstellung machen; aber einen mit recht verlockenden Zahlen, damit die Magistratsmitglieder sich nicht lange sperren. Der Nutzen der Ausstellung muß ganz klar auf der Hand liegen..."

"Schön..."

"Wirst's auch können? Sonst bitte lieber den Zeitungsschreiber, der immer nach Neuigkeiten zu uns kommt. Er schreibt so schön klar, macht Einem Alles so hübsch mundgerecht. Ich bezahle gerne für solch' eine gute, nützliche Sache."

"Ich werde schon selbst damit fertig."

"Nein, laß' Zenen, Bruder!... Er ist Meister darin... Gegen Den kommst Du doch nicht auf."

Dann fuhr das Stadtoberhaupt zu den einflussreichsten Magistratsmitgliedern, um sich deren Stimmen für die entsprechende Sitzung zu sichern. Das war übrigens gar nicht schwer, da jeder dieser Herren sich an der Ausstellung aktiv zu beteiligen beabsichtigte. —

Vielf. Lange Reden wurden gehalten, Worte wie: Progreß, Kultur, Zivilisation, Wohl des Volkes usw. kehrten immer und überall wieder. Der "Lokalanzeiger" brachte eine ganze Reihe von Artikeln unter packenden Überschriften wie: "Sæt das Gute! Sorgest für die Ewigkeit!"

Überall sprach, las und schrieb man von der hohen, ethischen Bedeutung, welche Ausstellungen im Allgemeinen besaßen und die von Trusobinsk im Speziellen haben würde. Die Aussteller nahmen den Mund besonders voll, indem sie auswendig gelernte Phrasen von der nationalen Rolle der Ausstellung, ihrer Bedeutung in wirtschaftlicher und moralischer Beziehung für die Stadt, für die ganze Provinz, ihren Einfluß auf die Hebung des geistigen Niveaus usw. wiederholten.

Man hätte meinen können, die Ausstellung von Trusobinsk werde das ganze Gouvernement mit Wohlthaten überhäufen, die Bauern in diesem Gouvernement würden mit einem Schlag klüger, moralischer werden, sie würden aufhören, ihre Frauen zu prügeln und in die Schänken zu laufen, sie würden reich werden u. s. w. Ja und wie sollte es auch anders sein? Konnte man auf dieser Ausstellung doch lernen, daß es nichts weniger als zweckmäßig sei, wie es bisher allgemein üblich gewesen, mit einem zweihörnigen, hölzernen Hackenflug die Erde umzugraben, sondern daß man diese Prozedur mit einem eisernen Pfing vornehmen müsse; daß man sich viel Zeit und Arbeit erspare, wenn man eine Mähmaschine benutzt, welche das Getreide schneidet, die Garben bindet und keine Körner verstreut. Hier konnte man erfahren, daß ausgemergelte Kühe und Pferde mit mageren Haken und bewagten Schwäzen nicht so viel werth sind wie Tiroler Kühe von guter Rasse und Zuchthengste. Nebenhaupt — hier konnte man viel, sehr viel sehen, erfahren und lernen.

Nach einer Vorbereitung von einem Jahr wurde die Ausstellung feierlich eröffnet.

Das war — um in der Sprache des "Lokalanzeigers" zu reden — ein "Festtag zu Ehren des menschlichen Verstandes, der siegreich seine Macht über die widerstreitenden Kräfte der Natur und ihre dem Menschen feindlichen Elemente ausdehnt."

Zahlreiche "Fortschritte" in den verschiedensten Zweigen der Landwirtschaft, Progreß und Progeschen jeder Art erfüllten die hübschen Ausstellungspavillons. Hier sah man eine neuerschaffene Maschine, welche selbst säete, selbst erntete, brosch und beinahe sogar Brot biss; dort — Mastereemplare von Vieh jeder Art: Schweine von ungeheuren Dimensionen, die ihre fetten Körper kaum bewegen konnten, stolze, imposante Traber, wohlgenährte Kühe; an anderer Stelle — Körner aller möglichen Getreidesorten: amerikanischen Weizen, Kaiserroggen, Königsgesetz u. s. w.

Nach einem feierlichen Gottesdienst wurden auf den Pavillons bunfarbige Fahnen gehisst. Ein Mitglied des Ausstellungskomitees hielt eine Rede, welche ungefähr zwei Stunden dauerte und alle Anwesenden bis zu Kopfschmerzen ermüdete. In dieser Rede wies der Sprecher mitflammenden Worten auf die Wichtigkeit hin, welche das Ereignis für das ökonomische Leben der Provinz und ihrer Bewohner haben würde. Das Orchester spielte einen Tanz, das Publikum klatschte Beifall, ein allgemeiner Jubel brach los. —

Lange vor Gründung der Ausstellung in Trusobinsk berief Miron Matwejew, der Dorfälteste von Podgoroje, auf Anordnung des Kreisamtes die Gemeindeversammlung. Es war ein heißer Arbeitstag und darum nicht leicht, die Bauern zusammen zu bringen.

Miron ging die Höfe ab und schlug mit seinem Stock an die Fenster.

"He, Gregor! Wer ist zu Hause?"

Das Fenster öffnet sich und ein Junge von acht Jahren blickt hinaus.

"Vater ist nicht zu Hause, Onkelchen. Auf dem Felde..."

(Ende folgt.)

Ein ganzes Jahr dauerten die Vorbereitungen zur Ausstellung. Ein ganzes Jahr bildete die Ausstellung den alleinigen Gesprächsstoff in Trusobinsk.

Erwacht.*

Und soll nun draußen tiefer Winter sein,
und liegt die weite Welt so still verschneit,
so still und schlummerschwer? —
Wie schließt das laute Leben jäh nur ein,
jaucht doch mein Herz von Winterlast befreit,
wie jungen Frühlings Weckesturm braust es darüber
her!

Mein Leben schließt und nur mein Träumen wachte,
da wuchs geheimnisvoll zu kühnem Schaffen Muth,
und meine Jugend schlug die Augen auf und lachte
und singt nun hell um neugebor'nes Gut! —
Ja, ich bin frei und los von all' der Jahre Leid
und alter Haß und bitt'rer Groll sind weit dahin
verweht, —

wie draußen wirbelnd tanzt der weiche Schnee —
Und einmal kommt wohl Sonnenseitigkeit,
wenn Glück mit zagem Schritt durch meine Seele geht,
dann breite ich die Arme weit — so weit —
O, Schaffensglück, seligstes Menschenweh! —

C. Teja.

Ahend. Draußen in der Au. Knapp am Flusse,
unter hohen Erlen, Espen und Bäppeln wie versteckt
ein einsames Wildwarterhaus. Der Tag war wind-
stille und laut. Von den Ästen und Zweigen glitt
der reine, weiche Schnee, schwierlos. Wo er in
breiten Flächen lag, sonst er in sich zusammen; tuft-
weise, mit eigenhümlichem Knistern.

Mäßig junct der Abend. Die Wälder des schon
eisfreien Flußarmes erscheinen ganz schwartz. Wie
in einem Spiegel zeichnen sich darin Stämme und
Äste. Noch immer ist die Luft mild, feucht-warm.
Der Herdentrich aus dem Wildwarterhaus will garnicht
entwirr. Man sieht es: da, unter der weiten Schnee-
decke, ist es nicht tot! Wie ein leises Sichregen.
Werden ist es. Auch die dünnen Zweige sagen es,
über die ein feiner Schleier sich spreite.

Noch einige Tage, ein fandender Sohn mit Glüh-
zainen, und dem „Auswärts“ geht es zu, dem Früh-
ling.

Winterfarben. Nur düstere und bleiche Farben hat
die Winterlandschaft, zumal wenn der Schnee nicht den
fahlen Erdhoden verhüllt. Die Buchenäume, deren
blätterlose Äste ihre dünnen Zweigstränen in die Höhe
strecken, stehen schwartz aus, das Gras ist gelblich-bleich,
die Straßen sind in dünnen grauen Nebeldecken auf
den braunlichen Boden niedergehenken. Das sind
alles Farben, die früher Niemanden zum Betrachten
gelockt hatten. Aber seitdem die Männer unserer Zeit
gerade auf die bleichen, bloßen, melancholischen Farben
in ihrem unendlichen Räumlichkeitshum ausnehmlich
geküsst haben, wird wohl Menschen auch der Sinn
ausgehen für die zwar unscheinbaren, aber doch höchst
mahnungsreichen Farben der Winterlandschaft. Wer
nach die fahlen Baumäume einmal tröstlich mit un-
verholzten Augen ansieht, der wird gar bald bemerken,
daß nicht alle schwartz sind. Manche von ihnen sind
braunlich-weiß, wie die Kronen der Linden, in denen
die zugestrichenen, erbsengroßen Früchte mit ihren langen,
schmalen Stielblättern hängen. Thorn und Eschen
haben, wenn sie voller Früchte sitzen, ein ganz heft-
iges oder unbeschreibliches Aussehen und bei be-
trächtlichen Thronen machen die Früchte in ihrer
formellosen Ansordnung noch einen besonderen
Effekt. Bekannt ist, wie den Südzweigen ein trüb-
brauner Farbton eigen ist, wo er bei diesen Bäumen sich noch
als anständiger Schmuck des blauenden Weiß des
Stamms und der Äste gesellt. Der Stamm tritt
bei den Bäumen als silberne, bei den Espen als
zartrosa Stiele anständig hervor. Die Ebereschen
holze besitzen einen wunderbaren, wie poliert aus-
siehenden, rohsilbrigen Stamm, auch behalten sie ihre
infantilen Früchte mindest einen großen Theil des
Sommers hindurch. So ihren reifen Früchten beitreten
auch die Silbernen, die Schneefüßen und der Weihrauch
einen kleinen Schmuck, der nach dem Frühjahr hin
rechtlich unserer mausinhauer sind. Schneide Früchte
bei der Steagdon, der Hartriegel, der Gaulbain,
jedoch große Blätter der Eschen. Und auch die
Zweige vieler Samenreicher belieben anzusehn die Winter-
landschaft. Silbernen haben geschildert die grüne, Hart-
riegel blauweiße, der Kastanien weiße, Beiden aller
Arten gelbe, orangefarbene, braunrothe, blonde, ver-

* Das „Werke“ Seite 6 Zeile 20. Seite 200 Seite 222.

schiedenartig braune Zweige. Durch große, schwarze
Knospen fällt die Esche auf, während dieselben Gebilde
bei der Kastanie harzig-braun, bei der Eberesche filzig-
wohlig sind. Manche Laubgehölze bewahren ihre
Blätter auch im Winter. Bekannt ist das wunderbare
Reichbraun der Buchen und das stumpfere Braun der
Eichen. Brombeeren bewahren meist einzelne Blätter,
die dann purpurrot gefärbt sind. Während das Grün
der Radelholzer im Winter unverändert bleibt, ja, in
dem weißen Schnee zu viel größerer Geltung kommt,
als im Sommer, nimmt das Grün anderer Pflanzen,
auch wenn es der Frost nicht zerstört, doch einen un-
scheinbaren Ausdruck an. Das ist beim Liguster der
Fall, auch manche Stauden und Gräser bewahren im
Winter ein unbeschreibbares Grün. Die Wintersaat
wird nach langem Schnee und Frost immer bleich,
während sie nach länger anhaltender Wärme wieder
ergrünnt. Unendlich mannigfaltig ist das Kolorit der
verdornten, krautartigen Gewächse. Da gibt es kaum
eine Farbenfülle, die nicht vorhanden wäre, aber das
wunderbarste Feuerrot, das leuchtendste Gelb erstreckt
sich meist nur auf ein am Boden ruhendes Blatt, auf
ein armeliges Moos im ausgebleichten Gras; und wer sieht nach ihm, wer achtet darauf? — wi.

Die ersten deutschen Briefträger. Die deutsche
Reichspost datirt erst vom Ende des 16. Jahr-
hunderts. Vorher war man für die Beförderung von
Briefen, Geldsendungen und Paketen auf das Boten-
wesen angewiesen, das seit dem Mittelalter von
Städten und Territorien organisiert worden war.
Außer den öffentlichen Boten gab es auch Privatboten.
Die Botenfagen waren recht hoch. Im Jahre 1487
z. B. kostete ein Brief von Frankfurt a. M. nach Mainz
vier Heller, d. h. ungefähr so viel wie eine Elle Lemi-
wand oder ein halbes Huhn. Um die Zeit, wo das
Botenwesen anfing, durch die privilegierte Reichspost
verdrängt zu werden, im Jahre 1610, schildert
Gorzonius es folgendermaßen: „Unter dem Namen
Boten werden begriffen nicht alleine die, so mündlich
etwas berichten, sondern auch die Briefträger, deren
Amt ist, es sich zu Fuß zu Fferd, zu Schiff, oder sonst,
Briefe, Bündel, Geld, Koch, BadSac, oder alles,
was ihnen anvertraut wird, von einem Ort zum
anderen zu tragen, damit sie Fürsten, Herren, Rittern,
Edelleuten, Kaufleuten, und wer ihrer bedarf, treulich
dienen, dessen sie sich auch wohl und genügsam lassen
bezahlen. Intemahl sie allerhand Beschwerung auf
dem Wege dabei müssen ausstehen von Banditen,
Räubern, Spiekhunden, Rödern, item von Wasser-
flüssen, zerbrochenen Brücken, Ungewitter, Regen,
Koth, Hitze, Schnee, Wind, in Summa tausenderlei
Unfall, damit sie bejdewert und offtermahls gar ver-
hindert werden, mit nicht allein ihrem, sondern auch
der Kaufleute und derer, so in einer Ehl, oder zu ge-
wissen Zeiten von wichtigen Sachen sollen abfret-
ten, großen Verdruss und Schaden. In Kriegs-
und Peiken-Zässtien haben die Boten ihr größtes
Fieber, Intemahl es dann nirgend mit ihnen fort
will, sondern werden überall aufgehalten, die Briefe
und Geld genommen, die Haut vollgeschlagen, und
was dergleichen Unfälle mehr sind.“ Noch anschau-
licher werden die Gefahren des Briefträgerberufs zur
demseligen Zeit aus einem Holzschnitt des 17. Jahr-
hunderts, der den mit einem Spieß bewehrten Boten
dargestellt, wie er sich einem Gehynd nähert, in dem ein
Schnapphahn mit schwärzelter Muschel auf ihn
lanziert. Die Gesicht, Räuber in die Hände zu
fallen, war so groß, daß der Spieß zur ständigen Aus-
rüstung der Briefträger gehörte. Indes gab es auch
unter ihnen selber rändige Schafe: „Was die Boten
selbst anbelonget, findet man auch ihre Mängel an
etlichen und manchen, der irre gehet, wann er an
einem Galgen fürüber gehet. Denn beneben anderer
Unzen, so offtermahls gespürret wird, daß sie die
Briefe anstrechen, die Siegel versäfchen, Heimlich-
keiten essenbekken und verrathen, sind sie auch meiste-
lich davon abgerichtet, daß sie die Pack mit dem Geld,
so ihnen untertanet, aufzutheben, ver spielen, ver-
southen usw. und geben hernach für, sie seien an-
gegriffen worden, belogen sich auch ihres Leibes, als
ihel geschlagen, und reden den Leuten solches ein, daß
sie Kleider mit ihnen haben, und ihnen noch Geld
darzu geben: Und wenn ihnen solches einmahl angehet,
wagen sie es noch mehr, und steden sich allgemein in
den Stadt, darinnen sie endlich bleiben, oder das
Land römaen müssen, wann sie merken, daß man ihr
Guthaus in gewahrt worden. Und dieses ist der
fürscheinliche Betrug, damit sie umgehen, dabeiß sie aber
gewöhnlich bald den Kürscher zischen müssen.“ Das
Botenwesen hat sich trotz seiner Mängel noch lange
neben der Reichspost behauptet. Bereits Kaiser Ferdinand
II. (1619—1637) verfügte es gewolltum zu
befestigen, indem er Aachen, Köln und Trier an-
befahl, Boten allerorten, wo sie betreten würden,

niederzuwerfen und pferde und Briefe abzunehmen.
Das war aber nicht so einfach, weil die einzelnen
Reichstände und Städte ihre Botenweisen gern aufrecht
erhalten wollten. Die Streitigkeiten darüber endeten
erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit
dem Siege der Reichspost. — de.

Das Kochen mit Gas. Die große Neinslichkeit und
Bequemlichkeit, die mit dem Gaslochen, wie man
kurz die Verwendung des Gases als Heizmittel an-
bezeichnet pflegt, gegenüber dem Kochen auf Kohlen-
feuer verbunden sind, haben eine steife Annahme
der Verwendung von Gaslochen in den Küchen und
zur Folge gehabt. Es läßt sich aber doch nicht ver-
kennen, daß gerade in den weniger benützten
Schichten unserer Bevölkerung die Verwendung des
Gases zu Heizzwecken noch recht wenig Verbreitung
gefunden hat. Dieses läßt sich theils daraus erklären,
daß die Anschaffungskosten für Gaslochapparate und
die Installation der erforderlichen Gasleitungen den
Ausgabenetat eines Arbeiters nicht unwesentlich
belasten würden, theils kommt auch in Betracht, daß
die guten Seiten des Heizgases oft nicht genügend
gewürdigt werden. Daß es, namentlich während
der kalten Tage, für die Hausfrau viel angenehmer
und zuträglicher ist, die Speisen auf einem Gas-
lochen zu bereiten, wo sie durch die Hitze viel weniger
als bei einem Kohlenfeuer belästigt wird, ist unbe-
stritten. Es kommen hier als wertvolle Vorteile
des Gases gegenüber der sonst üblichen Heizung mit
Kohlen in Betracht: sofortige Bereitschaft und leichte
Regulirbarkeit auf jede gewünschte Hitze, sowie
schnelles Verbrennen nach der Beendigung des Koch-
prozesses. Nun wird allerdings oft eingewendet, daß
man bei Gaslochen im Winter eine kalte Knie-
habe, und daß es deshalb besser ist, während der
kalten Tage zur Benutzung des Kohlenfeuers im
Herde zurückzufahren. Hier wird aber ganz vergebens,
daß man dann im Herde fast ununterbrochen den
ganzen Tag die Feuerung unterhält, während man
den Gaslochen nur immer so lange brennen läßt,
als dieses unbedingt erforderlich ist. Würde man
sich also dazu verstellen, im Gaslochen eine Flamme
klein brennen zu lassen, so würde man den Raum
ebenfalls dauernd warm halten.

Gas ist für die Ausnutzung der Heizkraft an
und für sich ein fast ideales Feuerungsmittel.
Stellen wir uns den Prozeß des Kochens mit Gas
einmal vor, so sehen wir, daß unter dem Boden
des auf die offene Gasflamme gesetzten Gefäßes
die Feuerung in ihrer größten Hitze wirkt, daß aber
auch die Flammen unten die Seitenwände des Koch-
topfes umspülen, also erwärmen. Dort, wo nun
die Flammen nicht mehr sichtbar sind, wird aber
auch eine durchaus wirkliche Erwärmung des Topfes
bewirkt, da die Heizgase an den Topfwänden nach
oben streichen, wie man dieses leicht feststellen
kann, wenn man die Hand in die Nähe der Seiten-
wände eines Kochgefäßes, das auf einer offenen Gas-
flamme steht, hält. Die nach oben ziehenden heißen
Gase der Feuerung gehen oberhalb des Deckels regel-
mäßig zusammen, sie bewirken also auch im ge-
wissen Sinne noch eine Erwärmung des Kochgefäßes
von oben. Wenn man sich diesen großen Heizvorteil
diese außerordentliche Ausnutzung der Heizgase beim
Kochen mit Gas — ganz gleichgültig ob Steinkohlen,
Wasser- oder Acetylen-Gas — vergleichend und
daneben bedenkt, wie bei dem Kochen auf Herdplatzen
die Hitze der Kohlenfeuerung lange nicht in dem
Maße ausgenutzt werden kann, da wohl die Heiz-
gase, nachdem sie den Boden des Kochtopfes passiert
haben, noch einen Theil ihrer Hitze an die Herd-
platte abgeben, aber dann in den Schornstein ent-
weichen, so wird man zu dem Schluß kommen
müssen, daß die Verwendung des Gases zu Heiz-
zwecken im Interesse eines einfachen, schnellen
sauberer und billiger Kochens liegt. Gewiß wird
sich das Kochen mit Gas unter Berücksichtigung der
verschiedenen Gaspreise in verschiedenen Städten
hier etwas billiger und dort etwas teurer stellen
aber es wird immer rationell sein. Sucht man bei
Kohlenfeuer eine größere Ausnutzung des Heiz-
materials dadurch zu erzielen, daß man den Topf tie-
in die Ringe hängt, so hat man mit dem Nebenkosten
zu rechnen, daß das Kochgefäß mit einer dicken Auf-
schicht bedekt wird, ganz abgeschnitten davon, daß man
dann bei vielen Speisen selbst bei größter Verlust
das Anbrennen nicht verhindern kann, weil sich eben
Kohlenfeuer nicht so regulieren läßt, wie dieses Gas
in bequemster Weise möglich ist. — y.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.